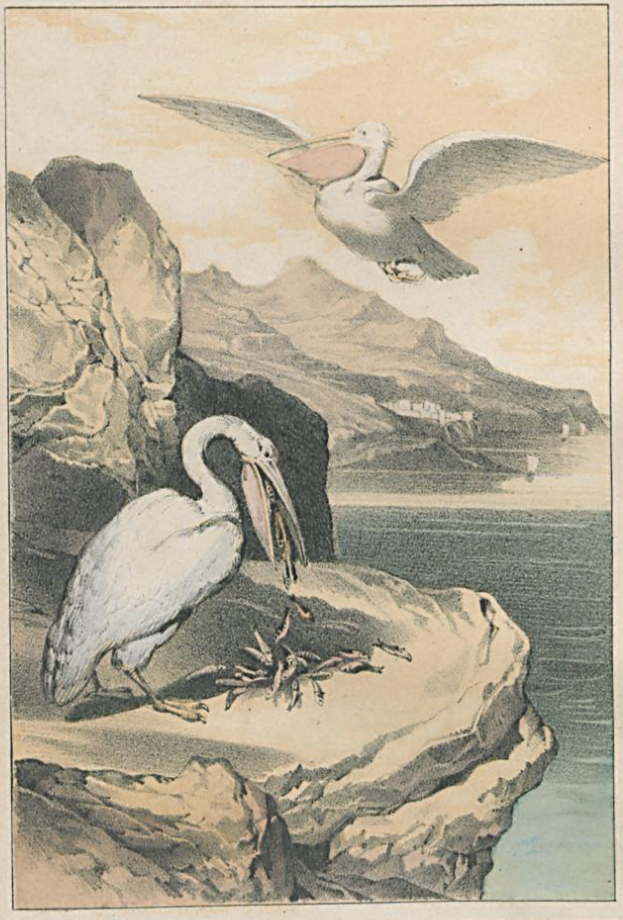
Jugendbibliothek

1





JUGENDBIBLIOTHEK

III

DES NATURFORSCHERS TÖCHTER

FREI NACH DEM ENGLISCHEN BEARBEITET

von

KATHINKA ZITZ. geb. Obalein.

Verlagseigenthum der lith. Anstalt von J. Scholz in Mainz.



og. 889

2

Scholz 133 3

STADTBIBLIOTHEK MAINZ.

I.

Geplauder der Kinder. Ankunft der Eltern. Der Pelikan. Die Puppen.

Zwei kleine Mädchen standen an dem Fenster eines schönen Hauses, das die Aussicht auf eine der Hauptstraßen der Stadt Hamburg hatte. „Erinnerst du dich," sagte Flora zu ihrer Schwester Marie, „daß, als Tante zu uns sagte, daß Papa und Mama in einem Monat kommen würden, wir dachten, daß ein Monat gar nie vorübergehen würde? und nun ist er vorüber und scheint uns kurz wie ein Tag gewesen zu sein."

„Aber der heutige Tag ist länger als jeder andere," gab ihr Marie zur Antwort. „Unsere Wärterin sagt, es sei ein glücklicher Tag, deßhalb wollte sie ihn zu einem Feiertag machen und uns keine Arbeit aufgeben; aber die Zeit wird uns noch viel länger werden, wenn wir keine Beschäftigung haben."

„Das kommt daher," rief Flora, „weil wir noch nicht in den Büchern lesen können, worin so allerliebste Geschichten stehen. Luzie Flatten, zu welcher uns Tante neulich mitnahm, ist auch erst sechs Jahre alt, aber sie kann lesen wie eine große Dame und sagt nie, daß ihr die Zeit zu lange würde. Es ist recht eigensinnig von der alten Nelly, daß sie uns nur Buchstaben und Sylben lehrt; es wäre doch so schön, wenn wir Geschichten und Mährchen lesen könnten."

„Es ist nicht Eigensinn von ihr," sagte Marie, „sondern Mama hat es ihr verboten, wie sie versichert, weil sie uns selbst lesen lehren will. Ich bin neugierig, ob sie uns in dem großen Buche lesen lehren wird, worin Nelly jeden Morgen liest. Nelly sagt, es sei die heilige Schrift, und wenn wir einmal darin lesen könnten, so würden wir nicht mehr so unartig sein, wie bisher."

„Dann weiß ich nicht, ob es mir gefallen wird," sagte Flora, „denn ich bin recht gern unartig."

„Schwester," rief Marie sehr ärgerlich, „wie kannst du so etwas sagen? das ist ja eine abscheuliche Aeußerung."

„Ja," betheuerte Flora, „ja, ich bin recht gern unartig, denn es ist lästig, immer gut und brav zu sein. Wenn Nelly zu mir sagt: „„Rütteln Sie nicht an dem Tisch, Flora, Sie verschütten mir den Thee!"" dann thue ich es grade, weil ich gern am Tische rüttele; und wenn sie sagt: „„Geröstetes Brod mit Butter ist nicht gesund für kleine Mädchen!"" so bin ich nur um so begieriger darauf; so oft sie den Kopf verwendet, nehme ich ihr geschwind ein Stückchen weg. Gestern, du weißt es ja, erwischte sie mich und stellte mich zur Strafe in die Ecke. Weißt du, Marie, was ich wünschte, während ich in der Ecke stand? Ich wünschte, daß ich auf der Stelle zu einer großen Madame werden möchte, um das Gesicht der alten Nelly erreichen und ihr eine tüchtige Maulschelle geben zu können. Das Kleinsein gefällt mir gar nicht," fuhr Flora fort; „ich sehe nicht ein, warum ich immer klein und die Wärterin immer groß bleiben soll; das ist nicht in der Ordnung."

„Wir werden nicht immer klein bleiben," sagte Marie, „Nelly sagt, daß wir wachsen und mit der Zeit groß werden würden."

„Grade das lange Warten gefällt mir nicht," rief

Flora; „ich möchte recht geschwind groß werden. Nelly schmiert uns Bärenfettpomade in die Haare, damit sie schnell wachsen sollen; nun habe ich gedacht, wir könnten ihr davon stehlen, wenn sie es nicht sieht, und uns damit am ganzen Körper einschmieren, bevor wir zu Bette gehen; dann würden wir vielleicht am nächsten Morgen um ein gutes Theil größer sein."

„Aber ich möchte die Pomade nicht stehlen," sagte Marie; „die Wärterin würde zornig werden."

„Sie wird uns ja nicht sehen," fuhr Flora fort; „und wenn sie uns nicht sieht, so werden wir auch nicht gestraft werden."

„Dennoch möchte ich die Pomade nicht stehlen," sagte Marie; „wenn Nelly herausbrächte, wer es gethan hat, so würde sie den Kopf schütteln und betrübt aussehen, und ich sehe sie nicht gern betrübt. Ich wollte, Mama wäre da, sie würde uns vielleicht etwas verrathen, das noch besser wäre als Bärenfett, um uns ganz geschwind groß zu machen. Ich wünschte so manches zu wissen. Ich bin so glücklich über Papas und Mamas Ankunft, aber wenn ich lange an sie denke, so werde ich auf einmal ganz betrübt. Es soll mich wundern, ob Mama uns sagen kann, was uns froh und betrübt macht."

„Ich bin neugierig, ob sie noch bei Tag ankommen werden," rief Flora; „denn kommen sie erst, wenn schon Lichter brennen, so werden wir ihre Gesichter nicht so gut sehen können, und ich bin neugierig, ob mir ihre Gesichter gefallen werden, und bin neugierig . . ."

„Flora," sagte die Senatorin Dugler, von dem Brief in die Höhe sehend, an dem sie schrieb, „Flora, du findest ja kein Ende mit lauter Dingen, auf welche du neugierig

bist, du kleines Plappermaul, wird deine Zunge des Schwätzens nie müde?"

„Nein, Tante, auch nicht das kleinste Theilchen davon ist müde, sie ist noch ganz frisch und munter. Aber ich wollte, daß ich hundert Zungen hätte."

„Das verhüte der Himmel!" rief die Senatorin. „Eine Zunge wie die deinige, Flora, ist hinreichend und oft mehr als zu viel für gewisse Leute."

„Aber nicht für mich, Tante!" erwiederte Flora. „Ich wünschte, daß ich zwei Zungen hätte und daß beide zugleich die eine mit Mama, die andere mit Papa sprechen könnten; ich würde Mama über Indien und die schwarzen Menschen und Papa nach dem Schiff und den Matrosen fragen. Ich glaube, Tante, daß es besser wäre, wenn wir mit den Ohren sprechen und mit der Zunge hören könnten, denn alsdann hätten wir zwei Zungen und nur ein Ohr und ein Ohr würde hinreichend sein; meinst du nicht Tante," setzte Flora hinzu, indem sie ihr eines Ohr mit der Hand zuhielt. „Ja, es ist hinreichend, Tante, denn ich höre dich ganz deutlich lachen."

Durch Floras projektirte Verbesserungen im höchsten Grade belustigt, legte die Senatorin die Feder nieder.

„Aber," warf Marie gedankenvoll ein, „wie würde es alsdann mit dem Denken aussehen? Würde eine Denkkraft für zwei Zungen ausreichen?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete ihre Schwester einigermaßen verlegen. „Aber doppelt zu denken, würde uns den Kopf viel zu voll machen, und ich möchte ihn nicht gerne so voll haben," sagte das kleine Mädchen ganz niedergedrückt aussehend durch die vielen Ideen, die über es herstürzten; nicht für alles in der Welt möchte ich so voll Gedanken sein.

Tante, meinst du, daß es gut sei, wenn man doppelt denken könnte."

„Ich habe euch schon oft gesagt, meine Lieben," erwiederte die Tante, „daß ich euch dergleichen Fragen nicht beantworten kann; ihr müßt eure Mama fragen, wenn sie kommt."

„Ich wünsche, daß sie schon da wäre, weil du immer so sagst," rief Marie; „und wenn ich Nelly frage, so macht sie es grade so. „Sie müssen Ihre Mama fragen, kleine Marie!" sagte sie. Ich bin neugierig, ob Mama eine gute Antworterin sein wird. Flora, wirst du schüchtern sein, wenn Mama kommt?"

„Nein, du weißt, daß ich nicht schüchtern bin."

„Ich wünschte, daß ich auch nicht schüchtern wäre," sagte Marie. „Luzie Flatten ist ihrer Mama gegenüber nicht schüchtern, sie küßt sie oft den Tag über. Ich will versuchen, auch nicht mehr schüchtern zu sein und will mir selber öfters sagen: „Kleine Mädchen sollen ihrer Mama gegenüber nicht schüchtern sein."

„Ein Wagen! ein Wagen!" rief Flora; „ich sehe einen Wagen auf unser Haus zufahren . . . er hält still . . . Es sitzt ein schwarzer Mann hinten drauf und ein weißes Mädchen und oben auf der Decke sind eine Menge Koffer. Es ist Papa und Mama! ich sehe sie! ich sehe sie!" Flora sprang aus der Stube, klatschte in die Hände und rief: „Willst du nicht auch in die Hände klatschen, Marie?"

Marie stand einen Augenblick stille und zitterte heftig; ihr Hals und ihr Gesicht waren von einer dunkeln Röthe überzogen, dann schlich sie zu der Senatorin hin, sah ihr ins Gesicht und fragte mit leiser bebender Stimme: „Tante, glaubst du, daß Mama mich lieb haben wird?"

„Ich glaube nicht, Marie, daß sie im Stande sein wird, dich nicht lieb zu haben," entgegnete die Tante.

Die Frage fand in dem nächsten Augenblick ihre Antwort, als Frau Pirner mit aller Zärtlichkeit der innigsten Mutterliebe ihre beiden kleinen Mädchen an ihren Busen drückte. „Meine Kinder! meine theuern Kinder!" war alles, was sie sagen konnte, während ihr Freudenthränen über die Wangen liefen.

Doktor Pirner war nicht weniger bewegt, als seine Frau. Er küßte die Kinder immer von neuem und drückte sie an sein Herz; dann sie in einer kleinen Entfernung von sich haltend, blickte er mit zärtlichem Entzücken in ihre Gesichter — und sie waren in der That so, daß eines Vaters Augen gerne darauf verweilen mochten. Ihrerseits von Gefühlen bewegt, die ihnen bisher unbekannt waren, rannen auch aus den blauen Augen der Kinder Thränen; ihre Wangen glühten wie Rosen und eine Fülle glänzender Haare fiel von ihren Köpfen auf ihre Schultern.

„Wie schön sind sie!" war der Doktor im Begriff auszurufen; aber er bemeisterte sich und sagte: „Wie ähnlich sehen sich beide! welche Gleichheit der Gesichtszüge! Ich vermag sie nicht zu unterscheiden. Welche ist Marie und welche Flora?"

„Ich bin Marie!" flüsterte eine sanfte Stimme, die hell wie ein Silberglöckchen klang; dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und schmiegte sich an ihres Vaters Brust.

„Und ich bin Flora, Papa! du kannst mich an dieser Korallenschnur erkennen, die mir Tante als Unterscheidungszeichen anzog."

„Herrscht kein anderer Unterschied zwischen euch, an welchem euch euer Vater zu erkennen vermag?" fragte die Tante.

„O ja," erwiederte Flora, „er kann mich an dem vielen Unheil erkennen, das ich anstifte. Marie thut es nie."

„Nicht oft," lispelte Marie, „aber doch zuweilen."

Doktor Pirner lächelte voll seliger Zufriedenheit. Waren er und seine Frau entzückt von ihren Kindern, so waren die Kinder nicht weniger bezaubert von ihren Eltern. Doktor Pirner war ein berühmter Naturforscher, der eben von einer mehrjährigen Reise durch Indien zurückkam; seine Frau war noch jung, aber der Aufenthalt in heißen Ländern hatte ihren Wangen die Blüthe abgestreift, ihre Gesichtszüge waren schön und von einem geistreichen Ausdruck belebt. Der Doktor war ebenfalls ein einnehmender Mann, doch sah er weit älter aus, als er wirklich war, weil er in Folge einer Krankheit die Haare verloren hatte und eine Perücke zu tragen genöthigt war. Einen Papa in einer Perücke hatten die kleinen Mädchen gewiß nicht erwartet, aber sie befreundeten sich sehr schnell mit ihm und mit der Perücke und nach einigen Stunden bildeten sie eine sehr glückliche Gruppe um den Tisch, wo der Vater ihnen ein prachtvolles Buch über Naturgeschichte zeigte, worin sich sehr schöne Kupfer befanden.

„Papa, was ist das für ein sonderbarer Vogel?" rief Flora, auf ein Bild deutend?

„Das ist ein Pelikan, mein Kind."

„Aha, ich weiß," sagte Marie, „das ist der liebevolle Vogel, der sich mit seinem Schnabel die Brust öffnet, um seine Jungen mit seinem Blut zu nähren."

„Das ist eine Fabel, meine kleine Marie, die recht rührend klingt, die aber aller Wahrheit entbehrt. Du siehst, daß diese Vögel an ihrem Schnabel einen Sack hängen haben, der ausgedehnt werden kann; in diesen Sack sammeln sie, besonders wenn sie Jungen haben, einen großen Vorrath von Fischen, die sie durch Stoßtauchen unter dem Wasser

fangen. Den Jungen wird diese Nahrung vorgewürgt, die dann einem mit Blut untermischten Brei gleicht, woher die Sage entstand, daß sie ihre Jungen mit ihrem Blut nährten."

„Das ist schön, was du uns da sagst, Papa!" rief Flora. „Willst du uns nicht mehr von den Thieren aus deinem Buch erzählen?"

„Gerne, mein Kind, aber nicht heute, wo ich von der Reise sehr ermüdet bin, sondern ein andermal, bei einer passenden Gelegenheit."

Zu der Stunde, in welcher die Kinder gewöhnlich schlafen zu gehen pflegten, streckte die Wärterin Petronella, nachdem sie an der Thüre angeklopft hatte, ihr unwillkommenes Haupt durch dieselbe und rief: „Marie, Flora, ist es Ihnen gefällig, zu Bette zu gehen?"

„Nein, Nelly," entgegnete Flora, „es ist uns nicht gefällig. Sei so gut und packe dich. Nicht wahr, Mama, wir dürfen heute ein halbes Stündchen länger aufbleiben, als gewöhnlich?"

„Nein, ihr Lieben," sagte Frau Pirner, „ihr dürft nicht eine halbe Stunde länger aufbleiben, denn es ist spät genug für kleine Mädchen, wie ihr seid; höchstens fünf Minuten will ich euch gestatten. Nelly, lassen Sie sich in meinem Zimmer von der Kammerjungfer den kleinen rothledernen Koffer geben."

Das Kofferchen wurde gebracht und auf den Tisch gestellt; Frau Pirner nahm einen Schlüssel aus ihrer Geldbörse, und da Marie fünf Minuten älter war, als ihre Zwillingsschwester Flora, so durfte sie es aufschließen. Sie schlug den Deckel zurück und zwei große wunderschöne Puppen boten sich den entzückten Augen der Kinder dar. — „Marie, du sollst die Auswahl haben," sagte die Mutter.

Marie wählte die Puppe, die als kleines Mädchen,

Flora jene, die als Mama gekleidet war. „Ich dachte," sagte die Doktorin, „daß ihr euch am ersten Tag nicht zwischen zwei neue Mamas theilen könntet, drum wollte ich euch die Puppen erst am Abend geben. Und nun gute Nacht, meine köstlichen Schätze! möge euch Gott behüten."

Die Kinder sahen ihre Mutter an, ohne sich zu bewegen; dann nahm Flora ihren Muth zusammen, trat vor die Mutter hin und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Mama, wo ist denn Gott?"

„Du siehst, Schwester," bemerkte die Senatorin, „daß ich mein Versprechen gehalten habe."

„Liebe Flora," sagte Frau Pirner, „ein andermal sollst du eine vollständige Antwort auf deine wichtige Frage erhalten, sollst Gott kennen und lieben lernen. Aber jetzt, Kinder, geht zu Bett."

„Schwester," sagte Flora, als sie die Stiege hinauf gingen, „mir scheint, daß Mama auch keine gute Antworterin ist. Wir werden das Wort Gott nie verstehen."

„Es ist abscheulich von dir, so zu reden," verwies Marie, „da Mama gesagt hat, daß sie es uns sagen würde. Vielleicht wird sie es morgen thun. Jetzt laß uns zu Bett gehen und schnell einschlafen, damit wir morgen zeitig aufstehen können."

Einige Minuten später lagen sie im Bett und hielten sich mit den Armen umschlungen. Marie schlief gleich ein, und hörte nicht mehr, daß ihr Flora in die Ohren flüsterte: „Mamas Gesicht gefällt mir sehr gut. Papas Gesicht gefällt mir auch; er sah recht drollig aus, als er seine Perücke bis auf die Nase herunter zog und sie dann auf das eine Auge schob. Ich möchte seine Perücke wohl einmal aufsetzen. Morgen will ich es thun." — Sie schlief plötzlich ein, bevor sie noch

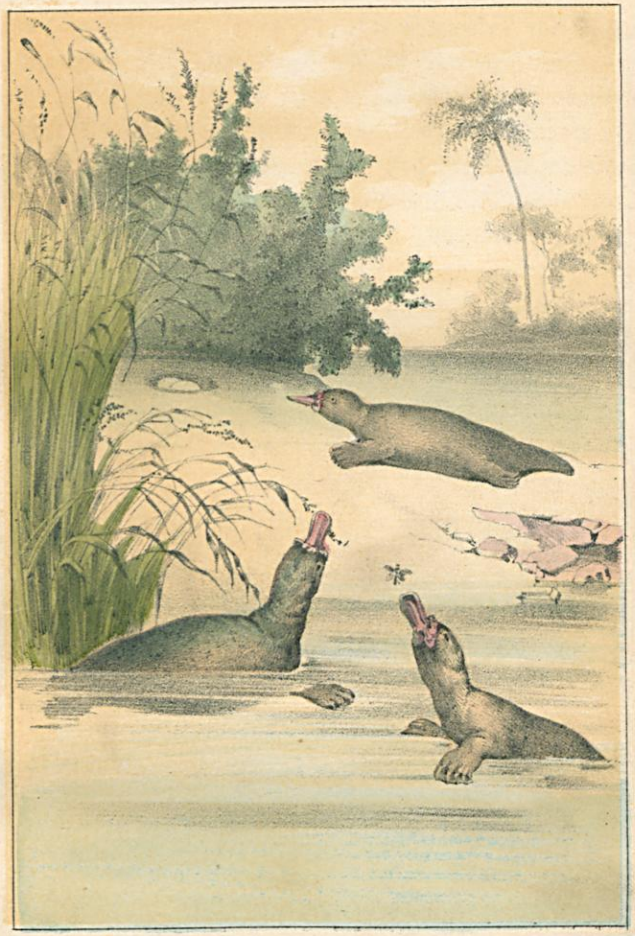
mit ihrem Plan wegen ihres auszuführenden Muthwillens ins Reine gekommen war.

Indessen erzählte die Senatorin ihrer Schwester, wie liebenswürdig und gut geartet ihre Kinder seien; sie habe nie einen Fehler bei ihnen entdeckt, obgleich die Kinderfrau sich stets beklage, daß Marie ziemlich halsstörrig und Flora sehr leidenschaftlich und ungehorsam sei; das sei aber Gebrauch bei den Kinderfrauen, die stets etwas zu klagen haben müßten. Im Grunde wußte die Senatorin sehr wenig von den Kindern, da sie, beständig im Getriebe der vornehmen Welt lebend, sich in den zwei Jahren, die sie bei ihr lebten, wenig um sie bekümmert hatte. Den Charakter ihrer Schwester kennend, hatte Frau Pirner bei der Trennung von ihren Kindern, die sie längstens in einem Jahre wieder zu sehen hoffte, festgesetzt, daß sie keinen Verkehr mit andern Kindern haben und daß ihnen kein Religionsunterricht gegeben werden sollte, den sie sich selbst zu ertheilen vorbehielt. Frau Pirner hatte in Indien ihre älteste Tochter verloren. Die Zwillinge waren erst nach diesem Sterbefall geboren worden und die Befürchtung, daß Julia durch das heiße Clima dem Tod in die Arme geführt worden sei, hatte die Doktorin bei ihrer zweiten Reise zu dem Entschluß gebracht, Marie und Flora in der Heimath zurück zu lassen.

II.

Das Schnabelthier. Abreise auf das Land. Die kleinen Gärtchen.

Als Doktor Pirner am folgenden Morgen in das Frühstückszimmer kam, spielten die Mädchen in einer Ecke des



3



Zimmers mit ihren Puppen. Nachdem er sie geküßt und sich eine Zeit lang mit ihnen beschäftigt hatte, setzte er sich nieder und begann sich mit seinen Büchern zu beschäftigen. Gleich war Flora hinter ihm und sah ihm über die Schulter.

„Papa, was ist das für ein possierliches Thier in deinem Buche? Es sieht aus wie ein Maulwurf und hat doch einen Schnabel wie eine Ente."

„Der Vergleich ist richtig, meine Kleine; dieses Thier nennt man das Schnabelthier oder den Ornithorinchus; es gehört zu den Amphibien, das heißt zu den Thieren, die auf dem Land und in dem Wasser leben können. Man kennt die Natur dieses Thieres noch nicht genau, aber man sagt, daß es Eier lege und sie sogar bebrüte. Doch davon versteht ihr noch nichts, ich werde euch jedoch bald Unterricht in der Naturgeschichte geben. Jetzt macht eurer Mama einen Besuch in ihrem Zimmer.

Marie rannte fort, aber Flora gehorchte nicht sogleich, denn sie war in diesem Augenblick auf einer Entdeckungsreise begriffen, indem sie den Stuhl ihres Vaters umging und herauszubringen suchte, wie seine Perücke festgemacht sei. Als er seinen Befehl jedoch wiederholte, entfernte sie sich und fand Marie vor der Thüre der Mutter ihrer harrend.

Sie klopften an und traten ein, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, doch blieben sie stehen, als sie ihre Mutter auf den Knieen liegen und die Lippen leise bewegen sahen. Sie erhob sich und umarmte ihre Kinder.

„Mama," rief Flora, „mit wem sprachst du denn? es war ja Niemand da, um dir zuzuhören."

„Doch, Flora," sagte die Mutter, „Gott hat mir zugehört."

„O Mama," riefen die kleinen Mädchen, „sage uns doch endlich, was Gott ist."

„Jetzt nicht. Aber nächstens will ich einen Ausflug mit euch machen und euch manche wunderbare Dinge zeigen, denn ihr sollt Gott erst in seinen Werken lieben lernen, bevor ich euch sage, was er ist. Jetzt," setzte sie hinzu, ein jedes der Kinder bei einer Hand ergreifend, „jetzt wollen wir in die Kinderstube gehen, ich muß mit eurer Wärterin wegen dem Einpacken eurer Kleider reden. Nach dem Frühstück wird Papa zwei kleine Koffer für euch kaufen und wenn wir auf unserm Landsitz Georgenthal angekommen sind, wird jedes von euch ein Bett mit einem weißen Vorhang, einen Waschtisch und eine Komode bekommen. Ich hoffe, daß ihr artige, fleißige Mädchen geben und eurer Mutter in allem beistehen werdet."

Entzückt von dem neuen Gedanken, artig und fleißig zu sein, war Flora den ganzen Tag über sehr geschäftig und die Geduld der Kinderfrau wurde auf eine harte Probe gestellt; sie trug Alles zusammen, was dableiben sollte, um es in ihren Koffer zu stopfen, und verschleppte, was mitgenommen werden mußte; Petronella hatte keine Aussicht, ihre Arbeit beendigt zu sehen, bis ihr die Puppen und deren Koffer einfielen und sie Flora fortschickte, um sie zu der morgenden Reise bereit zu machen.

Als der Doktor am folgenden Morgen in das Frühstückszimmer kam, lag Flora auf den Knieen vor einer Packkiste, die sie von dem Vorplatz in das Zimmer gezogen hatte, und füllte sie eifrig mit den Büchern, die sie auf dem Schreibtisch ihrer Tante zusammenraffte.

„Sieh, Papa, wie nützlich ich mich gemacht habe," rief sie ihm entgegen. „Mama sagte, ich müsse artig und thätig sein. Bin ich nicht thätig gewesen, Papa?"

„Allzuthätig, meine kleine Flora," antwortete der Doktor. „Da deine Tante uns nicht begleiten wird, so fürchte ich,

wird sie nicht erfreut sein, ihre Prachtausgaben der deutschen Klassiker in diese schmutzige Kiste gestopft zu sehen. Du mußt Alles wieder auspacken, bevor sie kommt."

Flora fühlte sich sehr gedemüthigt, aber sie ward wieder guter Laune, als sie den Reisewagen vor dem Hause vorfahren sah; sie ward in das Kinderzimmer geschickt, um zur Eile anzutreiben, während sich der Doktor und seine Frau zum Frühstück niedersetzten. Endlich stiegen sie in den Wagen und zwar mit so lauter Freude, daß sich ihre Tante fast dadurch verletzt fühlte.

Am folgenden Tag bei Sonnenuntergang bekamen sie ihren künftigen Wohnsitz, eine ehemalige Abtei, zu Gesicht. Von hohen Bäumen umgeben, lag sie am Fuß eines Berges. Marie war sprachlos vor Entzücken, aber bei Flora war es nicht Gebrauch, bei irgend einer Gelegenheit sprachlos zu sein.

„Papa", rief sie, „sieh doch die prächtigen Felder an, die bis in den Himmel hinein reichen."

„Das sind keine Felder, sondern Berge," sagte Herr Pirner.

„Wie groß und prächtig sind sie!" hob Flora wieder an. „Es müssen viele Gärtner dazu gehört haben, um sie so hoch aufzuthürmen; wo mögen sie nur die viele Erde her bekommen haben? Marie sieh dort hin, ich sehe kleine Mädchen wie wir, auf Esel reiten: ihre Kinderfrauen halten sie fest darauf. Dürfen wir das auch thun, Mama — dürfen wir auch auf Esel den Berg hinauf reiten. —

„Ja, mein Kind, sobald wir eingerichtet sind."

„Ach nein, morgen schon, Mama! Ich wollte, daß es schon morgen wäre, um ganz hinauf auf die höchste Spitze des Berges zu reiten. Auch möchte ich in den Himmel sehen, möchte wissen, wie die Sonne fest gemacht ist. Aber sie kann ja nicht festgemacht sein, da sie sich bewegt," setzte das kleine

Mädchen gedankenvoll hinzu. „Sie ist jetzt untergegangen. Wie kommt es, daß sie nicht herunterfällt und uns verbrennt?"

Da sie in diesem Augenblicke in eine zu dem Haus führende Allee einbogen, so nahmen Floras Gedanken sogleich eine andere Richtung. „Werden wir heute Nacht in unsern kleinen weißen Bettchen schlafen, Mama?" fragte sie.

„Ja, mein Herz."

„Und unsere Waschtische und unsere Komoden sehen."

„Ich glaube es euch versprechen zu können," erwiederte Frau Pirner, „denn ich schrieb an die Haushälterin, daß sie Alles für euch besorgen sollte."

„O, wie bin ich so glücklich! ich weiß gar nicht, was ich vor lauter Glück anfangen soll," rief Flora.

„Ja, das ist der zweite glücklichste Tag in unserm Leben," setzte Marie hinzu.

„Und welches war der erste?" erkundigte sich der Doktor.

„Der erste", sagte Marie über und über erröthend, „der erste war der, an dem ein Wagen vor Tantens Haus hielt, auf dessen Hintersitz ein schwarzer Mann saß, und wir Papa und Mama wieder bekamen."

„Theures Kind," erwiederte ihr Vater, „eure Mutter und ich können ebenfalls sagen, daß dieser der glücklichste Tag unsers Lebens war."

Bei ihrer Ankunft in der Abtei wurden sie von Frau Knorr, der Haushälterin, bewillkommt. Ganz entzückt über die Kinder, war sie ängstlich besorgt, sie sogleich einige Erfrischung einnehmen zu lassen, die sie in Bereitschaft gestellt hatte; aber die kleinen Mädchen waren nicht zu bewegen, sich an den wohlbestellten Tisch zu setzen, bevor sie in der Kinderstube gewesen, die weißen Bettchen bewundert, in jede Komodeschublade geblickt hatten und in allen Winkeln des Hauses herumgekrochen waren.

Da die ermüdete Doktorin der Ruhe bedurfte, so nahm ihr Gatte die beiden Mädchen nach dem Thee mit in den Garten, wo es bei jedem Schritt neue Wunderdinge zu sehen gab. Die Rabatten waren mit den schönsten Blumen eingefaßt; ganze Beete voll Reseden und Levkoyen füllten die Luft mit ihrem Balsamgeruch; Nelken, Rosen und Lobelien blühten in reicher Ueppigkeit; rothe Aepfel bogen die Zweige der Bäume nieder; gelbe und blaue Pflaumen sahen unter grünen Blättern hervor.

„Wie schön ist es hier!" riefen die Kinder mit funkelnden Augen und mit Wangen, welche die umherstehenden Rosen an Gluth beschämten. „Hier ist es viel schöner als in dem dummen Hamburg."

„Papa" setzte Flora hinzu, „könnten wir nicht eine von diesen gelben Pflaumen bekommen."

„Nein Kind, jetzt nicht, du hast eben erst Thee getrunken, und es ist zu spät, noch Obst zu essen; auch glaube ich, daß diese Früchte noch nicht völlig reif sind. Merkt es euch beide, daß ihr nie Obst anrühren dürft; eure Mutter oder ich werden euch geben, was gut für euch ist, und es wird wohl am besten sein, wenn ihr den Garten nur in Begleitung eurer Wärterin besucht."

Flora sah sehr mißvergnügt aus. Der Vater legte ihr die Hand auf das Haupt und sagte liebevoll:

„Ja, so wird es am besten sein; aber ich hoffe, meine kleinen Mädchen werden noch eine strengere Führerin haben, als ihre Wärterin."

„Und wen denn, Papa?"

„Euer Gewissen, meine Lieben."

„Gewissen! das ist kein hübscher Name für eine Magd, Papa."

„Ja, liebe Flora, das Gewissen wird auch eher dein

Herr, als deine Magd sein," gab ihr Herr Pirner lächelnd zur Antwort und ging dann weg, um mit dem Gärtner zu sprechen, der in einiger Entfernung arbeitete.

„Marie," sagte das kleine Mädchen, „ich weiß nicht, wen Papa Gewissen nennt; vielleicht ist es der Mann, der uns lesen lehren wird. Als uns Tante Dugler mit zu Luzie Flatten nahm, sagte mir diese, daß sie einen Lehrer habe, der sie lesen lehre. Ich wollte, er käme schon morgen, denn ich möchte gar zu gerne im Stande sein, Mährchen und Geschichten zu lesen."

Sie hörten ihren Vater rufen und eilten zu ihm hin.

„Kinder," sagte er, „ich beabsichtige jedem von euch ein kleines Gärtchen zu geben, in dem ihr arbeiten könnt; der gute alte Thomas hat mir versprochen, euch im Anfang behülflich zu sein. Die beiden Stückchen Land, die ihr da seht, die er so schön umgegraben und eingezäunt hat und eben mit Kresse besäen wollte, habe ich für euch bestimmt, und nun sollt ihr mir behülflich sein, das eine mit einem M für Marie, das andere mit einem F für Flora zu bezeichnen."

Der Doktor zeichnete mit seinem Stock die Buchstaben in den aufgelockerten Grund; dann nahm er Samen aus einer kleinen Düte, die der Gärtner in der Hand hielt und zeigte den Kindern, wie sie ihn säen müßten.

„Nun bedeckt ihn sorgfältig mit Erde," sagte er.

Marie that, wie ihr geheißen wurde, Flora aber rief:

„Papa! Papa! wie sollen wir denn nun die Buchstaben erkennen, da du sie wieder ganz verdirbst."

„Setze Vertrauen in mich, Flora," sagte Herr Pirner. „In einigen Tagen wirst du begreifen, warum ich es gethan habe. Und nun laßt uns in das Haus zurückkehren. Seht ihr diese Blumen?" fuhr er, auf einen Busch Anemonen deutend, fort. „Sie haben sich für die Nacht ge-

schlossen, sie haben sich zur Ruhe begeben, und so müssen es meine kleinen Mädchen auch machen."

III.

Die Perücke des Vaters. Die gelben Pflaumen. Die Bienen.

Als die Kinder am nächsten Morgen angekleidet waren, eilten sie fort, um ihren Eltern einen guten Morgen zu wünschen. Da Herr und Frau Pirner noch nicht aufgestanden waren, so kletterten sie auf das Bett, küßten sie und plauderten mit ihnen. Marie schien kein weiteres Vergnügen zu wünschen, aber Floras unruhiger Geist trieb sie bald wieder von dem Bett herunter; im nächsten Augenblick stand sie an der Toilette ihrer Mutter und rührte Alles an, was auf derselben lag. Frau Pirners goldne Repetieruhr befand sich in keiner kleinen Gefahr.

„Laß meine Uhr liegen, Flora," rief ihr die Mutter zu; „du könntest sie fallen lassen und zerbrechen." Flora gehorchte, obgleich mit innerm Widerstreben. Im nächsten Augenblick hatte sie sämmtliche Ringe ihrer Mutter an den Daumen gesteckt.

„Flora," rief die Mutter abermals, „du kannst doch nichts an seinem Platze lassen. Bleibe von meiner Toilette weg."

Einsehend, daß die Toilette zu weiteren Untersuchungen nicht geeignet sei, begab sie sich in den Theil des Zimmers, der von dem Bettvorhang verdeckt wurde. Die wohlriechende

Seife auf dem Waschtisch ward nun zum Gegenstand ihrer Forschungen. Sie sah so schön aus und roch so köstlich, daß das kleine Mädchen dachte, sie müsse auch gut zum essen sein und herzhaft hinein biß; aber sie spie sie schnell wieder aus und begann sich den Hals und die Arme tüchtig damit einzuseifen. Plötzlich erblickte Flora den Gegenstand ihrer stillen Wünsche, ihrer wechselnden Pläne und Hoffnungen — die Perücke ihres Vaters — und stürzte darauf zu, wie ein Habicht auf eine Taube.

„Flora," sagte ihr Vater nach einer Weile, „was ist das für ein Geräusch, das ich höre? Was treibst du? komm her, du kleiner Wildfang."

Flora kam herbei. Auf dem Kopfe hatte sie ihres Vaters braune Perücke sitzen, unter welcher ihre langen blonden Locken hervorfielen, und auf den Schultern hing ihr dessen Oberrock, der ihr auf dem Boden nachschleifte. Marie fiel vor Lachen vom Bett herunter, auch Herr und Frau Pirner fühlten sich ungemein belustigt durch diesen Anblick. Der Doktor freute sich, daß Flora das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatte, denn es war ihm nicht entgangen, daß sie von dem Augenblick seiner Ankunft an einen Plan mit seiner Perücke gehabt hatte.

Die Kinder erhielten die Weisung, sich zu ihrer Wärterin zu begeben, die sie spazieren führen würde; allein da Petronella mit dem Auspacken ihrer Kleider beschäftigt war, so erlaubte sie ihnen einstweilen auf dem in dem Hof befindlichen Rasenplatz zu spielen, sich aber nicht aus dem Bereich der Fenster zu entfernen. Anfangs gefiel es den Kindern sehr gut auf dem Grasplatz, wo sie Butterblumen und Gänseblümchen pflückten und mit einem gewissen Gefühl von Freiheit in dem Genuß der frischen Luft schwelgten; aber so wie sie den Gärtner auf einem Schubkarren Grund in

den Garten fahren sahen, schlüpften sie hinter ihm drein durch die offene Thüre und begannen in dem Garten herum zu streichen. Das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war der Baum mit den gelben Pflaumen. Die kleinen Mädchen blieben stehen und bewunderten ihn, bis sie der Versuchung nicht länger zu widerstehen vermochten. Flora schoß vorwärts, hob die erste Pflaume auf, die sie im Wege fand, und begann sie zu essen; aber sie war so sauer, daß sie ihr den Mund zusammen zog. Sie warf sie ärgerlich weg. In diesem Augenblick kam der Gärtner auf sie zu.

„Du, gib jeder von uns eine Pflaume," rief sie. „Du hast ja noch eine Menge, die du aufheben kannst."

„Von Herzen gern," sagte der gute Alte. „Ich werde euch wahrhaftig keine Pflaume in euers Vaters Garten versagen."

Bei diesen Worten pflückte er zwei prachtvolle Pflaumen und gab sie den Kindern.

„Die war einmal gut!" rief Flora. „Jene, die ich vorhin aufhob, war ganz sauer. Ich danke dir, lieber Herr, daß du die Pflaumen so süß gemacht hast."

„Meinesgleichen nennt man nicht Herr, mein liebes junges Fräulein," sagte der alte Mann. „Ich bin nur der Gärtner und heiße Thomas. Daß die Pflaumen süß sind, dafür mögen sie sich bei der Sonne bedanken."

„Bei der Sonne!" riefen die Kinder.

„Ja, bei der Sonne, die die beste Freundin der Gärtner ist," sagte der alte Mann. „Sie ist der Erde, was unser Schöpfer unsern armen sündigen Seelen ist, nämlich das Licht und das Leben."

Die Kinder sahen den alten Mann einen Augenblick stillschweigend an, dann deutete Flora mit dem Finger auf das Firmament und sagte etwas zweifelhaft: „Hast du ihm

geholfen, die Sonne dort oben fest machen? wie konntest du so hoch hinauf kommen?"

„Ich!" rief der alte Mann und wich vor Entsetzen ein paar Schritte zurück: „Ich ihm geholfen! Seid ihr denn Heiden oder was sonst? Ihr seid heute roth, aber morgen vielleicht todt, und wißt nichts von den ewigen Dingen."

Der Mann fuhr noch lange fort zu reden, aber die Kinder verstanden ihn nicht; da sie aber fühlten, daß er wegen irgend etwas unzufrieden mit ihnen sei, so eilten sie mit niedergedrückten Gemüthern auf das Haus zu. Sie trafen mit ihrem Vater zusammen, der auf dem Rasenplatz spazieren ging und erzählten ihm den Vorfall mit dem Gärtner.

„Aus dem, was ihr mir erzählt habt," sagte der Doktor, „ersehe ich, daß ihr ohne Nelly im Garten waret und sogar Obst gegessen habt."

„Papa!" rief Flora, „als wir in den Garten gingen, hatten wir vergessen, daß du es uns verboten hattest, und als ich die Pflaume nahm, dachte ich . . ."

„Nun, was dachtest du?"

„Ich dachte, Papa, daß, wenn du es nicht sähest, du es auch nicht erfahren würdest."

„Mein Kind, es gibt ein allmächtiges Wesen, das uns stets und überall sieht. Morgen wird eure Mutter euch über diesen Gegenstand belehren. Geht jetzt zum Frühstück, nachher werde ich eure Mutter und euch in den Garten führen und euch die Bienen bei ihrer Arbeit zeigen.

Nach dem Frühstück liefen die kleinen Mädchen in das Zimmer ihrer Mutter, die eben im Begriff war, ihren Gartenhut aufzusetzen. „Welch eine gute Mama bist du," rief Marie, „daß du deinen Hut grade in dem Augenblick aufsetzest, da wir dich darum bitten wollten. Komm schnell, Papa erwartet uns auf dem Rasenplatz."

Flora schien keine so große Eile zu haben. Sie starrte sehr ernsthaft in ein kleines Buch, das sie vom Tisch genommen hatte. „Mama," sagte sie aufblickend, „wird Herr Gewissen heute noch kommen?"

„Herr Gewissen! was willst du damit sagen, liebes Kind?"

„Papa sagte, Herr Gewissen würde statt unserer Wärterin mit uns im Garten spazieren gehen, und ich glaubte, daß er uns lesen lehren würde."

Frau Pirner lächelte. „Liebes Kind," sagte sie, „das Gewissen ist kein Mann, sondern eine Empfindung, die uns glücklich macht, wenn wir gut gehandelt, und unglücklich, wenn wir Böses gethan haben. Hast du mich verstanden, Herzchen?"

„Ja, Mama, ich glaube es nun zu wissen. Das Ding, das in mir denkt, sagt mir, was ich sagen soll, und das Gewissen sagt mir, was ich thun soll. Ist es nicht so, Mama? Aber welch eine Menge kurioser Dinge sind in mir; ich kann nicht begreifen, wie sie in mich hineingekommen sind. Weißt du es, Mama?

Durch das Fenster sehend, fing Flora einen Blick ihres Vaters auf und lief davon, ohne die Antwort ihrer Mutter abzuwarten.

Der Besuch bei den Bienen hätte in keinem günstigeren Augenblick gemacht werden können. Die Sonne schien glänzend und als sie vor den Bienenkörben standen, hörten sie das liebliche Summen der hin- und herfliegenden Bienen.

„Diese Bienen sind ganz und gar nicht fleißig," rief Flora, „und Nelly sagt doch immer, wir sollten fleißig sein wie die Bienen. Ich bin überzeugt, daß wir mehr arbeiten wie sie."

„Gedulde dich, kleines Ding und sprich nicht so vorschnell über etwas ab."

Bei diesen Worten nahm der Doktor eine Strohmatte weg, welche den obern Theil des Bienenstandes bedeckte. Die Kinder sahen nun einen Korb, der mit einem Glasfenster versehen war. Sie blickten durch das Glas; die Bienen flogen hin und her, ohne daß sie anfänglich herauszufinden wußten, warum dieses geschah. Plötzlich rief Flora: „Papa, wie sonderbar, eben kam eine Biene in den Korb, die aussah, als ob sie kaum fortzukriechen vermöchte unter der Last eines kleinen Klümpchens, das sie an den Beinen hängen hatte und das aussah wie gelbes Pulver. Eine andere Biene kam herbei und half ihr das Klümpchen niederlegen und nun arbeiten sie gemeinschaftlich. Was thun sie denn, Papa?"

„Sie verarbeiten den Staub, den die Bienen von den Blumen einsammeln und der Bienenbrod genannt wird, weil sie die jungen Bienen damit füttern. Früher hatte man geglaubt, daß sie aus diesem Blumenstaub das Wachs bereiteten, aus welchem sie ihre Zellen bilden; aber es ist seitdem entdeckt worden, daß das Wachs aus einer öligen Substanz gemacht wird, die sie in ihrem Körper haben. Seht wie schön und gleichförmig diese Zellen gemacht sind. Wenn die Bienen anfangen ihre Zellen zu bauen, so theilen sie sich in Banden ab; die eine Bande muß das Baumaterial herbeischaffen und das Wachs mit Hülfe ihrer Vorderfüße, ihrer Zungen und ihrer kleinen Zähne kneten; eine andere Abtheilung muß die Bogen wölben und die Zellen glätten und poliren, während eine dritte ausfliegt, um den Saft aus den Blumen zu saugen und Honig nach Haus zu bringen, mit welchem ihre Gefährten nach gethaner Arbeit gesättigt und erfrischt werden. Die Wachsarbeiter erhalten nie Erlaubniß, ihr Werk zu verlassen, um außerhalb herum zu fliegen, damit sie nicht in Versuchung geführt werden, allzulang unter den glänzenden Blumen zu verweilen und die Arbeit darüber zu

vergessen, die sie zu Haus zu verrichten haben. Um sie jedoch für diese Entbehrung zu entschädigen, stellen sich die Bienen, welche ausgeflogen waren, um Honig zu sammeln, nach ihrer Heimkehr geduldig hinter die Wachsarbeiter, wie kleine Diener, und warten, bis es ihren Cameraden gefällig ist, sich füttern zu lassen. Wenn die Arbeiter müde sind und Erfrischungen einzunehmen wünschen, so legen sie ihren Rüssel nieder, welches so viel heißen will, als: „Sei so gut, Johann oder Peter, und bringe mir mein Mittagessen." Die aufmerksamen Diener öffnen sogleich ihren Honigsack, und sobald die andern sich satt gegessen haben, begeben sie sich wohlgemuthet wieder an die Arbeit."

„Wo haben denn die Bienen ihren Honigsack, Papa?"

„Sie haben ihn in ihrem Magen, liebes Kind. Die Bienen versenken ihren Rüssel in die Blumen und saugen den Honig heraus; dann verschlucken sie ihn und verwahren ihn in dem in ihrem Magen befindlichen Sack. Sie vermögen diesen Sack zu öffnen, den Honig wieder herauf zu drücken, die Wachsbienen damit zu füttern und die Zellen anzufüllen, damit sie vorräthiges Futter im Winter haben, wenn sie keinen Honig mehr von den Blumen sammeln können."

„O Mama," rief Marie, „wenn doch nur die Bienen sprechen könnten, um uns zu erzählen, woher sie dieses Alles wissen."

„Sie können nicht sprechen, aber sie wissen sich unter einander verständlich zu machen," sagte der Doktor.

„Woher weißt du das, Papa?"

„Ich will versuchen, es euch klar zu machen."

Der Doktor hob eine todte Biene von der Erde auf und legte sie auf das hölzerne Gestell, worauf die Bienenkörbe standen. Gleich darauf kam eine Biene aus dem Bienenkorb und war eben im Begriff die Flügel auszubreiten,

als sie ihre todte Gefährtin erblickte; sie hielt ein, näherte sich ihr, betrachtete sie einen Augenblick mit großer Aufmerksamkeit und versuchte sie dann fortzutragen; doch findend, daß sie zu schwer war, kehrte sie in den Bienenkorb zurück."

„Sie ging, um Beistand herbei zu holen," sagte der Doktor.

Nach einigen Sekunden kam die Biene mit zwei andern zurück; sie griffen die Todte mit vereinten Kräften an, schleiften sie bis an den Rand des Gestells, wo sie ihr einen Stoß gaben, daß sie auf die Erde niederfiel. Flora klatschte in die Hände.

„Papa," rief sie, „wie geschickt und wie merkwürdig! O Papa, mache doch so eine geschickte Biene für mich."

„Wie verstehst du das, mein Kind?"

„Ich meine eine Biene, die laufen, fliegen und Honig machen kann, wie diese da. Ich kaufte vor einigen Tagen im Spielwaarenladen eine Biene; der Mann sagte, sie hätte sechs Füße und zwei Flügel und sei so gut als irgend eine Biene im Garten. Es ist aber keine geschickte Biene. Ich setzte sie in ein Schächtelchen und gab ihr Zucker; aber sie aß ihn nicht und als ich am andern Morgen die Schachtel behutsam öffnete, damit sie nicht fortfliegen sollte, regte sie sich nicht. Willst du sie fliegen lehren, Papa?"

„Das kann ich nicht, mein Kind; aber morgen sollst du erfahren, wer den Bienen die Kraft zum fliegen gibt, wer die Bäume und die Blumen geschaffen hat. Ein andermal werde ich euch von der Bienenkönigin erzählen. Laßt uns jetzt in den kühlen Wald gehen; dort mögt ihr gleich geschäftigen Bienen herumsummen und ein wenig Honig bereiten. Eure Mutter wird euch ein kleines Porzellantellerchen geben, um ihn darauf zu thun, und ich verspreche euch, den Honig, den ihr machen werdet, alle aufzuessen."

„Papa, du spaſſeſt," rief Flora; „du weißt wohl, daß wir keinen Honig machen können."

„Dann mußt du auch nicht ſagen, daß du beſſer arbeiten könnteſt, als die Bienen."

IV.

Religionsunterricht. Der Ritt auf dem Eſel.

Als am folgenden Tag das Frühſtück eingenommen war, nahm Frau Pirner die beiden Mädchen mit in ihr Zimmer, wo ſie ſich an das offene Fenſter ſetzte, das die Ausſicht auf das Gebirg hatte, das ſanft von der Sonne beſchienen war. Die Kinder mußten ihr gegenüber Platz nehmen und nun begann ſie ihnen den erſten Begriff von Gott zu geben und ihnen Religionsunterricht zu ertheilen. Die Kinder wurden tief ergriffen, doch ſtellten ſie auch manche wunderliche Frage, welche die Mutter nicht ohne Lächeln hören konnte. Das Ergebniß dieſer erſten Stunde war, daß ſie Gott von ganzem Herzen lieben und ihm zu gefallen trachten wollten, damit er ſie wieder liebe und einſt zu ſich in den Himmel beriefe.

„Nun habe ich euch für heute genug erzählt," ſagte endlich Frau Pirner; „jetzt ſollt ihr im Garten herumſpringen und euch die Zeit vertreiben."

Sie richteten die Schritte nach ihrem kleinen Gärtchen und ſahen ſich voll freudigen Erſtaunens an, als ſie da, wo ihr Vater ſie zwei Tage früher die kleinen Samenkörner hatte ausſäen laſſen, ein großes grünes F und ein M erblickten.

„Wie wunderbar! wie herrlich!“ riefen die Kinder, fröhlich in die Hände klatschend. „Ich werde jetzt immer Vertrauen in Papa setzen,“ fuhr Flora fort, „selbst wenn ich auch die Dinge nicht verstehe. Mama, kannst du uns erklären, wie die Buchstaben gekommen sind?“

„Ja, mein Kind, ich kann es,“ erwiederte Frau Pirner. „Die Sonne, welche gestern und heute sehr heiß schien, hat die Keime gezeitigt und sie aus dem Grund gelockt.“

„Die Sonne ist doch wahrhaft nützlich,“ sagte Marie, „und Gott ist sehr gütig, daß er sie gemacht hat. Ich freue mich recht, daß wir nun Gott kennen.“

„Und damit der Tag, an dem ihr ihn kennen lerntet,“ sagte die Mutter, „sich als ein glücklicher tief in euer Gedächtniß einprägen möge, so sollt ihr bestimmen, wohin wir zunächst unsern Ausflug nehmen wollen.“

„Auf den Berg, Mama!“ riefen die beiden Mädchen wie aus einem Munde, „auf den Berg!“

„Wohlan, es soll geschehen,“ sagte Frau Pirner. „Wir wollen euern Papa einladen, uns zu begleiten, und wenn uns im Dorfe ein Esel begegnet, so sollt ihr auf den Berg reiten, während euer Vater und ich nebenher gehen.“

„O Dank, tausend Dank, liebe Mama!“ jubelten die Kinder mit ausgelassener Freude und sprangen fort. Gleich darauf kamen sie wieder und riefen:

„Mama, rathe einmal, was wir gesehen haben? einen todten Fisch, der neben dem Teiche liegt.“

„Mama, ist die Seele des Fisches nun im Himmel?“ fragte Flora.

„Ein Fisch hat keine Seele,“ antwortete Frau Pirner; „weder die Vögel noch sonstige Thiere haben Seelen, sondern nur die Männer und die Frauen.“

„Und die Kinder,“ setzte Flora hinzu.

„Ja und die Kinder, mein Herz."

„Aber, Mama," hob Flora wieder an, „wenn nun ein Mensch von einem Löwen gefressen würde, kann dann Gott seine Seele aus dem Löwen herausholen?"

„Liebes Kind," sagte die Doktorin, „die Seele kann nicht getödtet werden, sie lebt durch alle Ewigkeiten fort, doch ist jetzt nicht der geeignete Augenblick, dir dieses näher zu erklären."

Flora dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Es ist doch wunderbar mit der Seele! Aber Mama, bist du auch ganz sicher, daß es so ist? Hast du vielleicht einmal eine Seele ein- oder ausgehen sehen?"

„Nein, mein Kind, die Seele hat keine sichtbare Gestalt. Aber wir wissen, daß es auch andere Dinge gibt, die vorhanden sind, obgleich wir sie nicht sehen. Was bläst dir in diesem Augenblick ins Gesicht, Flora?"

„Der Wind, Mama."

„Nun, du siehst ihn nicht," fuhr die Mutter fort, „du weißt nicht, woher er kommt und doch ist er da; ebenso ist es mit der Seele, die Gott geschaffen hat."

„Ich will nun gewiß nicht mehr unartig sein," sagte Flora. „Ich wußte nicht, daß mich Gott hörte und sich erzürnt von mir wandte, wenn ich etwas Böses sagte."

Jetzt kam auch der Doktor in den Garten, der ihre Absicht, den Berg zu besuchen, billigte, und sie schritten nun alle auf das Dorf Georgenthal zu. Bald entdeckten die freudenstrahlenden Augen der Mädchen zwei sanftmüthig aussehende Esel, welche die Köpfe hängen ließen und geduldig an einer alten Mauer standen. Die Satteldecken von grauer Leinwand waren mit einem rothen Rand eingefaßt und die Thiere schienen weder von Eitelkeit noch von allzuvielem Futter aufgebläht zu sein. Eine kleine Eseltreiberin Namens

Marianne, die aus dem Dorfe war, trat freundlich auf die Herrschaft zu und bot ihre Dienste an.

„Dort der Bube," sagte sie, auf einen Knaben deutend, während sie ihren Esel vorführte, „dort der Bube gehört zu mir und wird den andern Esel sicher leiten."

Der Doktor hob die Mädchen auf die Rücken der Esel und die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Die Kinder wurden bei jedem Schritt munterer; sie sangen, lachten und plauderten mit der kleinen Marianne; aber als diese von ihrer armen Mutter erzählte, die krank zu Bette lag, betrübten sie sich doch ein wenig mit ihr. Als man den Gipfel des Berges erreicht hatte, stiegen sie ab, und während die Treiberin und ihr Begleiter in einiger Entfernung die Thiere grasen ließen, setzte sich die ganze Gesellschaft auf den Rasen nieder.

Ein reiches Thal lag mit seinen Schönheiten vor ihnen ausgebreitet. Die Kinder starrten es in schweigender Bewunderung an; das Buch der Natur bot ihnen nicht länger unbeschriebene Blätter dar, und von den Werken erhoben sie ihre kleinen Herzen voll Dankbarkeit zu dem Schöpfer, der durch seinen mächtigen Willen Alles hervorgerufen hatte. Nach einer Weile flüsterte Marie:

„Gott machte diese schöne Welt, und diese glänzende Sonne, und meinen Papa, und meine Mama, und uns beide, Flora. Gott muß doch recht gütig sein. Ich wollte, wir könnten ihm etwas schenken, weil er so gar gütig ist."

„Schenke ihm dein Herz, mein theures Kind," sagte der Doktor; „das heißt, liebe ihn, gehorche ihm und suche ihm stets wohlzugefallen. Ich habe eine Bibel mitgebracht und werde euch hier, wo ihr die prachtvollen Werke Gottes vor Augen habt, die Schöpfung der Welt und den Sündenfall der ersten Menschen vorlesen.

Er begann zu lesen und die Kinder hörten die Beschreibung des Paradieses mit großer Theilnahme an, aber sie wurden sehr unwillig über Evas Ueberschreitung des göttlichen Gebots.

„Wie gottlos und wie gierig war sie," rief Flora. „Ich würde es nicht gethan haben. Ich würde . . ."

Marie flüsterte ihr etwas in das Ohr. Flora brach mitten in ihrer Rede ab und ward sehr roth.

„Was gibt es, mein Kind," fragte Frau Pirner.

„Mama," erwiederte Flora und ward noch röther, „Marie erinnerte mich, daß ich eine Pflaume aufhob, obgleich Papa es verboten hatte. Aber ich wußte damals noch nicht, daß Gott mich sah und Mißfallen an mir hatte. Ich wußte auch nicht, daß mich der böse Geist in Versuchung führte."

„Wir wollen jetzt von diesem Gegenstand abbrechen," sagte Frau Pirner, „und sehen, mit was die Haushälterin meine kleinen Mädchen versorgt hat, welche die Bergluft hungrig gemacht haben wird."

Bei diesen Worten öffnete sie ein kleines Körbchen, das sie am Arm hängen hatte und gab jedem Kind zwei Zwiebacke und einige von den gelben Pflaumen, nach welchen Flora so lüstern gewesen war. Die Mädchen setzten sich nebeneinander ins Gras, nahmen aus ihren Taschen die kleinen silbernen Messerchen, womit ihre Tante sie beschenkt hatte, und nachdem sie eine Pflaume aufgeschnitten und den Stein daraus entfernt hatten, präsentirte Marie der Mutter, Flora dem Vater ihre süße Frucht.

„Iß sie ganz auf, liebe Mama," rief Marie; „wir möchten dir so gerne etwas geben, weil du immer so gut gegen uns bist."

„Ja, das möchten wir," bestätigte Flora. „Papa, du darfst nicht das kleinste Bischen von meiner Pflaume übrig

lassen. Du brauchst dich nicht vor dem Stein zu fürchten, ich habe ihn herausgemacht."

Dieses sagend, kletterte sie auf die Knie ihres Vaters und steckte ihm die Pflaume auf einmal in den Mund.

„Flora! Flora!" rief der Doktor, sobald er wieder sprechen konnte, „willst du mich denn vor Liebe ersticken?"

„Nein, Papa, das will ich nicht, ich möchte dir nur recht viel Freundlichkeit erzeigen; aber ich weiß nicht, was dir Freude macht. Ich bin so glücklich; ich habe Mama und dich und Marie so lieb, daß ich vor Freude bis in die Wolken springen möchte. Aber ich möchte nicht drin bleiben, ich möchte gleich wieder herunter hüpfen, denn mir gefällt es gar gut auf der Erde und ich liebe alle Leute, die darauf sind. Sieh nicht so finster drein, Papa, weil ich das sage, denn ich will versuchen, auch Gott recht lieb zu haben, und ich liebe ihn jetzt schon, da ich weiß, daß er uns so viele gute Sachen gibt und dich, Mama, am Leben läßt, um für uns zu sorgen. Mama, wie soll ich denn Gott für seine Güte danken, und glaubst du, daß er mich lieb haben wird, wenn ich ihm danke?"

„Gewiß, mein Kind," erwiederte die Mutter; „Gott liebt ein dankbares Herz und die Gebete der Kinder tönen wohlgefällig in sein Ohr. Morgen will ich euch ein Gebet lehren. Doch jetzt springt herum und seid vergnügt. Marie, willst du deine letzte Pflaume nicht essen? schmeckt sie dir nicht?"

„O ja, sie schmeckt mir gut," sagte Marie; „aber ich habe sie für Marianne aufgehoben; sie wird wohl auch gerne Pflaumen essen. Flora soll die ihrige dem Eselsjungen geben, weil beide freundlich gegen uns waren, als wir den Berg herauf ritten. Willst du, Flora?"

„Ich kann es nicht thun, Marie; denn ich habe schon

in meine Pflaume gebissen. Man kann es kaum sehen, aber ich habe doch ein wenig hineingebissen."

„Das ist ja ein ganz unbedeutender Biß," sagte Marie, „aus dem sich der Knabe nichts machen wird; er wird doch noch eine gute große Pflaume haben."

„Aber Mama gab mir die Pflaume für mich," fuhr Flora fort; „warum willst du sie mir nicht lassen, da ich sie doch gerne essen möchte?"

Mit hochgerötheten Wangen und großer Ungeduld war sie im Begriff, die Pflaume an den Mund zu führen, als sie bemerkte, daß der Blick ihrer Mutter mit angsthafter Spannung auf ihr ruhte. Sie hielt augenblicklich ein und den Kopf in den Schooß ihrer Mutter verbergend, rief sie mit in Thränen bebender Stimme:

„Mama, ich weiß, was du denkst; du hältst mich für eine Eva. Ich sagte vorhin, daß ich weder gottlos noch gierig wie Eva gewesen sein würde, wenn ich etwas von Gott gewußt hätte, und nun ich von ihm weiß, bin ich doch wieder bös gewesen. Mama, frage Gott, ob er mir vergeben will. Ich will indessen dem Eselsjungen meine Pflaume bringen und will sie ganz weit weg von meinem Mund halten, damit ich nicht in Versuchung geführt werde."

Bei diesen Worten streckte sie den Arm aus, hielt die Pflaume so weit als möglich von sich und schoß fort, um ihrer Schwester nachzufolgen.

Marianne und der kleine Christoph waren sehr erfreut, daß man ihrer gedachte. Flora vergaß ihren Kummer, als sie sah, wie sehr sich der Knabe über die erhaltene Pflaume freute, ohne daß er ahnte, welcher Gefahr er entgangen war. Sie fragte Marianne viel über ihre Mutter und schien den größten Antheil an dem zu nehmen, was sie ihr erzählte, obgleich sie nicht Alles verstand.

Als die Kinder zu ihren Eltern zurückkamen, sagte Frau Pirner: „Jetzt müssen wir den Rückweg antreten, denn es naht schon der Abend."

Die Kinder wurden wieder auf die Esel gesetzt und der Zug bewegte sich heimwärts.

„Gebt Acht, liebe Kinder!" warnte der Doktor; „bedenkt, daß ihr jetzt keinen so sichern Sitz habt, als beim Heraufreiten. Flora, wenn du nicht vorsichtiger bist, so wirst du deinem Esel über den Kopf fliegen. Es wäre gut, wenn ihr euch an abschüssigen Stellen von euern Führern festhalten ließet."

„Nein, Papa, ich werde nicht fallen," rief Flora; „es ist keine Gefahr vorhanden und ich bin nicht furchtsam. Ich sah neulich ein kleines Mädchen den Berg herunter reiten, das nicht größer war, als ich; Niemand hielt es und es fiel doch nicht. Warum sollte ich denn fallen, Papa?"

„Weil du noch nicht gewöhnt bist, auf einem Esel zu reiten und das kleine Mädchen wahrscheinlich schon öfters geritten hatte. Folge übrigens deinem Kopf, Flora, nur erinnere dich, daß ich dich vor dem gewarnt, was schwerlich ausbleiben wird."

„Bist du furchtsam, Marie, weil du dich festhalten läßt?" fragte Flora nach einigen Minuten ihre Schwester. „Ich fürchte mich nicht im geringsten. Ich kann recht gut reiten, ohne von Jemand gehalten zu werden. Sieh auf mich, Marie; kannst du dich auch so schön grade halten, wie ich?"

Flora erhob den Kopf mit großem Anstand. In diesem Augenblick stolperte der Esel — er stand zwar gleich wieder fest auf den Füßen, doch nicht bevor Flora über ihn weggeflogen war und im nächsten Augenblick auf dem Fußpfade saß. Das zahme Thier, das ihr nicht um die Welt Schaden

zugefügt haben würde, wandte sich seitwärts und begann Gras zu fressen.

„Wo bin ich? was ist geschehen?" rief sie aus.

„Du sitzest auf der Erde," sagte der Doktor lachend, „und geschehen ist grade das, was ich voraussagte, das geschehen würde. Du bist über die Nase deines Esels herabgepurzelt. Du mußt dir künftig nicht wieder einbilden, liebes Kind, daß du etwas gut zu thun vermögest, ohne es gelernt zu haben; und selbst wenn man etwas gelehrt wird, vergeht erst längere Zeit, bevor ein so junges unwissendes Ding einige Vollkommenheit darin erlangt. Doch komm, betrübe dich nicht weiter," fuhr Herr Pirner fort, indem er ihr mit seinem Sacktuch eine große Thräne abwischte, die ihr aus dem Auge rann. „Steige wieder auf, meine kleine Dame. Dein Esel hat nun seine Mahlzeit eingenommen und ist dir sehr dankbar für deinen unvermutheten Luftsprung. Er wird dich nun mit dem besten Willen nach Hause tragen, damit auch du dein Mittagessen einnimmst."

V.

Der Besuch im Hühnerstall. Gespräch im Bette.

„Wo gehst du hin, Liesbeth?" rief Flora eines Morgens, als sie die Stallmagd eine Thüre öffnen sah, die in einen Nebenhof führte. „Wo gehst du hin? dürfen wir mit dir gehen?"

„Warum nicht, wenn es Ihnen beliebt," erwiederte die Magd. „Ich gehe in den Hühnerstall, um meine weiße Lieblingshenne zu füttern, die eben festsitzt."

„Sitzt!" rief Flora. „Sitzt sie auf einem Stuhl?"

„Nein, Frölen," antwortete Liesbeth lachend. „Ich weiß nicht, wie es die Stadthühner machen, aber unsere Landhühner sitzen nicht auf Stühlen. Meine Henne sitzt auf ihrem Nest, um ihre Eier auszubrüten."

„Ich glaubte, das thäte die Köchin," sagte Flora.

„Die Köchin!" rief Liesbeth noch lauter lachend. „Nein, Frölen Florchen, das ist bei uns nicht Mode. Unsere Köchinnen und Stallmädchen haben genug zu thun und keine Zeit sich auf Eier zu setzen. Auch zweifle ich sehr, daß wir die Geduld der dummen Hühner haben würden, die Eier würden bald kalt werden."

„Liesbeth!" rief Flora mit einem Blick, in dem sich ihr innerer Unwille spiegelte, „es ist nicht schön von dir, daß du über mich lachst, denn mein Papa sagte neulich: „Die Köchin hat die Eier fast kalt heraufgeschickt und das ist sehr unangenehm bei weichgesottenen Eiern."

„Gesotten!" wiederholte Liesbeth. „Jetzt merke ich, woher Ihr Irrthum kömmt. Ich sagte ja nicht Sieden, sondern Brüten. Ich sagte deutlich, daß die Henne ihre Eier ausbrüte."

„Was ist Brüten?" fragten die beiden kleinen Mädchen.

„Nun, Brüten," versetzte Liesbeth, „Brüten ist eben Brüten. Ich kann Ihnen nicht genau sagen, wie es sich damit verhält, doch kommen Sie mit, ich will es Ihnen zeigen. Die Henne hat heute Morgen schon an ihren Eiern gepickt und ich müßte mich sehr irren, wenn die Küchlein nicht jetzt bereits aus den Schalen gekrochen wären."

Die Kinder folgten der Magd in großer Erwartung in den Hühnerstall. Liesbeth ging auf das Nest zu, nahm eine Hand voll Gerste aus ihrer Schürze und streute zwei bis drei Körner auf den Boden. Die Henne hob den Kopf in

die Höhe und blickte voll Begierde darauf, und als sie langsam und anscheinend unwillig ihr Nest verließ, sagte Liesbeth:

„Ja, es geht nicht anders, du mußt aus dem warmen Bett heraus und dein Frühstück vor der Thüre einnehmen."

Bei diesen Worten lockte sie die Henne und streute die Gerste in einiger Entfernung vor der Thüre aus, und als die Henne die Körner heißhungrig aufzupicken begann, sagte sie:

„Jetzt müssen wir die Thüre zumachen; bleiben Sie noch so lange von dem Neste, bis dieses geschehen ist, denn sonst würde die Henne uns wie ein zorniger Drache an die Köpfe fliegen; wir dürften ihre Eier nicht berühren, wenn sie im Wege wäre. So, jetzt ist die Thüre zu, und jetzt, meine kleinen Herrschaften, sehen Sie her, wenn Sie wissen wollen, was Brüten ist. Sehen Sie diese Merkwürdigkeit von einem Geschöpfe an."

Die Kinder erblickten in dem Neste mehrere Eier, die aussahen, wie Eier gewöhnlich auszusehen pflegen; eins aber, das am Rand des Nestes lag, war zerbrochen und aus der Oeffnung sah der Kopf und der halbe Leib eines kleinen Hühnchens heraus. Es bewegte sein kleines Köpfchen und blickte furchtsam auf die Kinder. Es flatterte mit seinen kleinen Flügeln und sah aus, als ob es gern hätte wegfliegen oder davonlaufen mögen; aber leider konnte es weder das Eine noch das Andere thun, denn es war bis jetzt noch halb Vogel, halb Ei.

„Das arme Ding befindet sich in einem traurigen Gefängniß," sagte Liesbeth; „ich muß versuchen, ihm hülfreiche Hand zu leisten."

Bei diesen Worten bückte sie sich und begann die Eierschale behutsam aufzupicken, und mit Hülfe einer geringen Anstrengung von Seiten des Hühnchens war bald sein eines Bein aus der Schale.

„So ist es recht, mein Putchen!“ rief Liesbeth; „nur hübsch Muth gefaßt und frisch vorwärts.“

Das kleine Thierchen zögerte unentschlossen, bevor es festen Fuß faßte; dann erhob es die Flügel, setzte auch den andern Fuß auf den Boden des Nestes und zur Freude und zum Erstaunen der Kinder stand nun ein wohlausgebildetes Hühnchen vor ihnen.

„Wie sonderbar und wie hübsch!“ riefen die beiden Mädchen gleichzeitig und bückten sich, um das Hühnchen zu ergreifen.

„Rühren Sie es ja nicht an,“ rief Liesbeth; „Sie würden ihm Schaden zufügen, denn es ist noch gar zu zart. Wir dürfen nun auch die Mutter nicht länger fern von ihm halten, sonst würde die arme kleine Creatur vor Kälte umkommen.“

Sie öffnete die Thüre und mit freudigen Flügelschlägen flog die Henne mit einem geräuschvollen Glucken auf ihr Nest und breitete ihre Flügel über das Küchlein, so daß man es nicht mehr sehen konnte. Marie und Flora waren ärgerlich, daß die Glucke es so plötzlich ihren Blicken entzogen hatte, und das kleine Geflügel schien es selbst nicht zu billigen, so eilig des Anblicks der ihm fremden Umgebung beraubt worden zu sein, denn als die Kinder den Stall verließen, konnten sie sehen, wie es sein kleines Köpfchen piepend unter dem Flügel seiner Mutter hervorstreckte und ihnen nachsah.

„Schwester,“ rief Flora am Abend, nachdem sie bereits eine Weile in ihren Betten gelegen hatten, „Schwester, schläfst du?“

„Ja, ich schlafe,“ erwiederte Marie; „aber ich will wachen, wenn du mir eine Geschichte erzählen willst. Jetzt bin ich

wach, Flora, ganz wach. Ich habe die Augen weit offen und höre dir zu. Fange nun an."

„Ich will dir keine Geschichte erzählen," sagte Flora, „sondern ich habe nur an das kleine Hühnchen gedacht und konnte vor lauter Gedanken an es nicht einschlafen. Wie sonderbar war es, als es erst den einen Fuß herausstreckte und dann den andern. Aber ich glaube nicht, daß Fuß der rechte Ausdruck ist, denn es hat ja keine Schuhe an. Wir wollen Mama morgen fragen, ob man von den Vögeln sagt, daß sie Füße haben.

„Ja, sie wird es uns sagen," sagte Marie, „denn wir wissen nun, daß sie wirklich eine gute Antworterin ist."

„Ja, wir sind besser mit ihr daran, als Luzie Flatten mit ihrer Mama. Als wir bei ihr waren, hörte ich sie ihre Mutter fragen: „Mama, was ist das für ein glänzendes Ding am Himmel, das grün, blau und gelb ist?" und ihre Mutter antwortete: „Sei doch nicht so belästigend, mein Kind!" Mama sagt das nie zu uns."

„Aber sie hat uns verboten, Fragen an sie zu richten, wenn sie grade mit Papa spricht, Briefe schreibt oder in einem Buche liest."

„Ich hoffe, daß sie morgen weder das Eine noch das Andere thun wird, denn ich will sie fragen. Erstens wünsche ich zu wissen, wie es sich mit den Farben verhält, die Luzie am Himmel sah. Gestern nach dem Regen sah ich auch welche; der alte Thomas sagte, es sei ein Regenbogen, und daß ihn Gott an den Himmel gesetzt habe zum Zeichen, daß er sein Versprechen halten würde. Ich hätte ihn gern noch mehr gefragt, aber er ging nach Haus zum Mittagessen."

„Ich bin recht froh," sagte Marie, „daß wir nun etwas von Gott wissen."

„Ich auch," rief Flora. „Was uns Papa und Mama

von der Welt, den Bienen und den Blumen erzählten, war sehr merkwürdig, aber das Merkwürdigste war doch das von Gott und Jesus Christus. Aber ich will nun auch gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr bös sein."

„Ich auch nicht," betheuerte Marie mit einem lauten Gähnen. „Ich bin sehr schläfrig," setzte sie hinzu, „ich habe meine Augen lange offen gehalten, aber meine Hand ist nun ganz müde. Gute Nacht, Flora."

VI.

Flora begeht einen Mord. Der Trompetervogel.

„Wozu hast du dieses Stück Brod bei Seite gelegt?" fragte Marie ihre Schwester, als sie am folgenden Morgen beim Frühstück saßen.

„Du weißt," erwiederte Flora, „daß Liesbeth sagte, daß heute ein anderes Hühnchen aus dem Ei gehen würde. Ich hebe das Brod auf, um die Glucke von dem Neste zu locken, damit wir das Junge sehen können. Bist du nun fertig mit Frühstücken, so laß uns in den Hühnerstall gehen. Wir haben noch eine ganze Stunde Zeit zum Spielen, bevor Mama bereit ist, uns unsern Unterricht zu geben."

„Wird Liesbeth mit uns gehen?" fragte Marie.

„Nein, wir brauchen sie nicht, wir können allein gehen. Papa sagte neulich, wir müßten selbstständig zu werden suchen. — Liesbeth würde uns vielleicht nicht gern in den Stall gehen lassen."

Die Mädchen machten sich auf den Weg; die in den

Hof führende Thüre stand offen; sie liefen in den Hühnerstall und sahen die schöne weiße Henne noch immer geduldig auf ihrem Neste sitzen. Flora streute einige Brodkrummen auf die Erde, wie sie es von Liesbeth hatte machen sehen, und sobald sie die Henne vor die Thüre gelockt hatte, schloß sie dieselbe hinter ihr zu. Ganz entzückt von diesem glücklichen Erfolg, rief sie:

„Habe ich es nicht gut gemacht, Marie? Sieh her, alle Putchen sind aus den Eiern; doch nein, da ist noch eins, das hat den Kopf erst ein wenig aus der Schale. Welch ein faules Hühnchen muß das sein."

„Könnten wir ihm nicht heraushelfen, wie es Liesbeth gethan?" fragte Marie.

Die kleinen Mädchen begannen nun die Schale wegzupicken; aber das Hühnchen schien nicht geneigt, sich zu bewegen und Flora verlor alle Geduld.

„Es ist ein dummes Ding!" rief sie; „es muß ein gottloses Putchen sein. Reiche mir dort den kleinen Holzsplitter, Marie, damit ich ihm heraushelfen kann."

Sie setzte sich auf den Boden, nahm das Ei auf den Schooß und fing an das arme Hühnchen auf eine sehr unsanfte Weise aus dem Ei herauszugraben. Es gelang ihr, es von der Schale frei zu machen, aber nun lag es ohne Leben und Bewegung auf ihrem Schooß.

„Marie! Marie!" rief sie, „es ist todt, ganz todt. Glaubst du, daß ich es umgebracht habe? Sollte ich es vielleicht mit dem Holzsplitter verletzt haben?"

Marie konnte ihr nur mit Thränen antworten; endlich sagte sie:

„Laß es uns zu Papa und Mama tragen, vielleicht können sie es wieder lebendig machen."

„Nein, das können sie nicht," sagte Flora. „Weißt du

nicht mehr, daß Mama uns sagte, nur Gott könnte lebendig machen."

Sie stand vom Boden auf und lief auf die Thüre zu, die leicht zuzumachen gewesen war; aber es ging über die vereinten Kräfte der beiden Mädchen, sie wieder aufzumachen; sie konnten die Klinke nicht erreichen und fühlten sich von immer größerer Angst erfaßt. Das todte Hühnchen lag regungslos im Stall, die Glucke kratzte wüthend an der Thüre und nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, setzten sich die kleinen Mädchen nebeneinander auf die Erde und weinten bitterlich.

„Marie," sagte Flora, durch ihre Thränen zu der Schwester aufblickend, „Marie, erinnerst du dich, daß Mama gestern dem Papa erzählte, daß eine Frau als ein Opfer ihrer Gewissensbisse gestorben sei? Ich werde wohl auch als ein Opfer meiner Gewissensbisse sterben müssen."

Bevor Marie ihr antworten konnte, sprang Flora auf, denn sie hörte Jemand ihren Namen rufen; gleichzeitig ging die Thüre auf und Liesbeth kam herein. Sie war nicht wenig erstaunt, die Kinder in dem Stall zu finden, aber ihr Aerger war nicht gering, als sie sah, was sie angestellt hatten.

„Sie haben ein sauberes Stück Arbeit gemacht," rief sie mit grimmigem Unwillen. „Pfui, schämen Sie sich. Sie hätten ein viel schlimmeres Gefängniß verdient, als der Hühnerstall für Sie gewesen ist. Es ist ein Glück, daß sich die Thüre zwischen Ihnen und der alten Henne befand, sonst würde sie Ihnen die Augen ausgekratzt haben. Ja, das würde sie gethan haben."

Die beiden Mädchen bei der Hand ergreifend, zog sie sie mit sich fort in das Zimmer, in welchem ihre Eltern bei dem Frühstück saßen. Sie klopfte an und auf das „Herein" der Herrschaft trat sie ein. Da sie aber sehr zornig war,

so brachte sie ihre Erzählung so konfus vor, daß es der Frau Pirner nicht klar ward, was sich eigentlich ereignet hatte.

„Legt das todte Hühnchen auf den Tisch, Liesbeth," sagte sie, „und laßt uns mit den Kindern allein." Sich sodann an Marie wendend, sagte sie mit sanfter, aber fester Stimme: „Jetzt erzähle mir, mein Kind, was sich zugetragen hat. Sicher war keine von euch grausam genug, das arme kleine Hühnchen umzubringen."

Als sie das sagte, hob sie das todte Hühnchen ein wenig vom Tisch in die Höhe.

„Mama," rief Flora in einem sehr kummervollen Tone, „sei ja nicht zornig auf Marie, denn sie hat es nicht gethan. Ich habe den Anschlag gemacht und mein Brod dazu aufgespart, aber ich wollte gewiß nicht grausam sein. Ich wußte nicht, daß der Holzsplitter es verletzen würde. Es wollte nicht aus dem Ei heraus, wie das andere Putchen, da nahm ich das Holz und wollte ihm helfen."

„Was für ein Anschlag, was für ein Holzsplitter, Flora?" sagte die Mutter. „Ich verstehe nichts von der ganzen Geschichte. Erzähle mir vor allen Dingen, woher du wußtest, daß Hühnchen in den Eiern waren, und wie du auf den Gedanken kamst, in den Hühnerstall zu gehen."

Flora erstattete ihren Eltern nun einen ausführlichen Bericht von dem Besuch, den sie mit Liesbeth in dem Hühnerstall gemacht hatte und von Allem, was ihr seitdem durch ihren kleinen Kopf gegangen war. „Ach, Mama!" schloß sie ihre Rede, „ich bin wirklich sehr betrübt, denn ich sehe nun ein, daß ich nicht gut sein kann. Es nützt ja nichts, wenn man sich mit einem guten Vorsatz schlafen legt; ich will auch in meinem ganzen Leben keinen guten Vorsatz mehr fassen."

„Flora," sagte Frau Pirner sanft, „nicht darin, daß du einen guten Vorsatz faßtest, hast du geirrt, sondern daß du

nur auf deine eigene Kraft vertrautest. Du mußt bei deinen guten Entschlüssen Gott um seinen Beistand anrufen, damit du sie auch halten kannst."

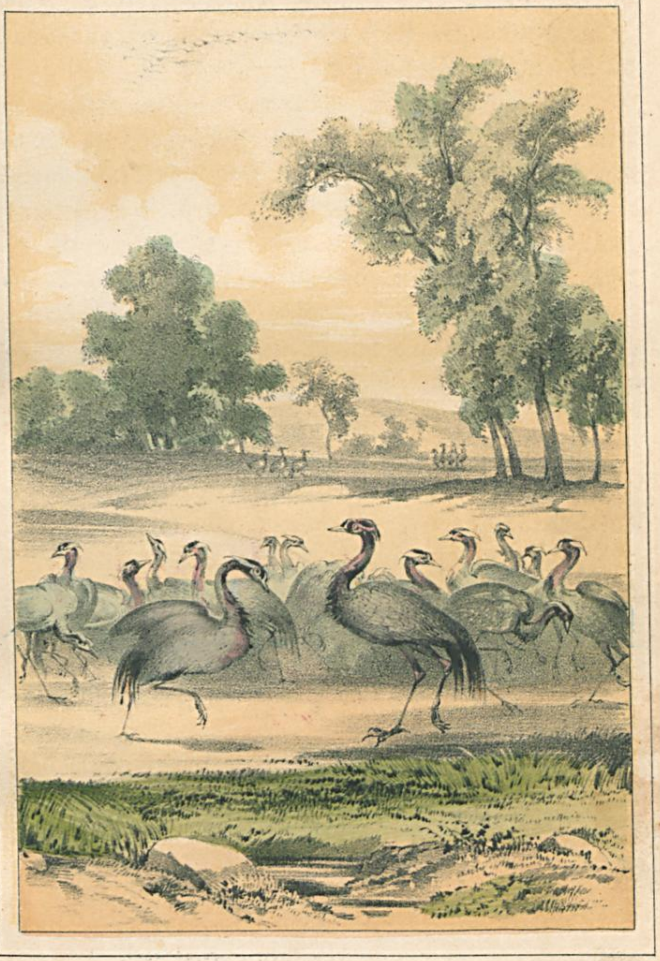
„Ich will versuchen, es künftig besser zu machen, Mama. Aber willst du nun nicht das todte Hühnchen weg thun, denn sein Anblick macht mich traurig. Und ach!" fuhr Flora fort, indem ihre Thränen neuerdings zu strömen begannen, „ich hatte gehofft, daß der heutige wieder einer unserer glücklichen Tage werden würde; ich wollte dich wegen des Regenbogens fragen und warum Gott ihn an den Himmel gesetzt hat, und wollte Papa bitten, uns wieder in den Garten zu führen, um uns die Bienenkönigin zu zeigen. Papa, willst du uns von der Bienenkönigin erzählen, obgleich ich das kleine Putchen todt gemacht habe?"

„Nein, Flora, heute nicht," sagte der Doktor. „Ich weiß allerdings, daß du nicht die Absicht gehabt hast, das Hühnchen zu tödten, aber es war nicht in der Ordnung, euch heimlich in den Hühnerstall zu stehlen und Dinge anzurühren, die euch nichts angingen; drum sollt ihr zur Strafe heute den ganzen Tag nicht in den Garten gehen. Nachher wird euch Mama die Geschichte von der Sündfluth vorlesen; ihr werdet dann sehen, bis zu welcher Höhe die Sünde anwachsen kann, wenn man sie nicht bereut und sich bessert. Zuvor aber will ich euch von dem Trompetervogel erzählen."

„Von einem Vogel, der Trompete bläst, Papa?" rief Flora, „das muß ein drolliger Vogel sein."

Der Doktor nahm ein Buch und zeigte ihnen ein Bild, worauf ein fasanenartiger Vogel mitten unter einer großen Menge Hühner zu sehen war.

„Hätten wir solch einen Vogel in dem Hühnerstall gehabt," sagte er, „so würde Flora schwerlich den Unfug mit dem Ei haben treiben können."



4



„Warum denn nicht, Papa?“ fragte Marie.

„Weil er ihr nicht erlaubt haben würde, sich dem Neste zu nähern. Dieser Vogel, wenn er gezähmt ist, wirft sich zum Beherrscher der Hühnerhöfe auf und versieht die Dienste eines Hofhundes; sein schrilles Geschrei kündigt die Ankunft eines Fremden an, dessen Beine er mit seinem Schnabel bedroht und ihm nicht erlaubt, die Thürschwelle zu überschreiten, bevor eine Person aus dem Haus zugegen ist. Zuweilen wird er sogar gebraucht, um die Heerden zu bewachen. Sein wahrer Platz ist aber im Hühnerhof; dort hält er die Ordnung aufrecht, überwacht die Erziehung der jungen Brut, beschützt die Schwachen, hält die Starken im Zaum und schlichtet durch seine gefürchtete Vermittlung alle Streitigkeiten unter dem Hühnervolk.“

„Papa, willst du nicht einen so nützlichen Vogel kaufen?“ fragte Marie. „Aber warum nanntest du ihn denn Trompetervogel?“

„Weil sein Geschrei einige Aehnlichkeit mit dem Ton einer hölzernen Kindertrompete hat. Doch nun genug davon. Ich sehe es eurer Mutter an, daß sie vor Verlangen brennt, euch ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen.

Frau Pirner las den Kindern nun die Stelle vor, die sich auf die Sündfluth bezieht, und als sie damit fertig war, rief Flora:

„Papa, wenn wir wieder einmal Luzie Flatten besuchen, dann will ich ihr sagen, wie es sich mit dem Regenbogen verhält, und daß Gott ihn an den Himmel gesetzt hat zum Zeichen, daß er keine Sündfluth mehr herabregnen lassen wird.“

VII.

Die Bienenkönigin. Die Präriehunde.

„Auf, auf, ihr kleinen geschäftigen Bienen," sagte der Doktor am folgenden Morgen, als er in das Zimmer trat, in welchem seine Kinder unter der Aufsicht ihrer Mutter arbeiteten. „Steckt die Strickstöcke ein, wickelt die Baumwolle auf, schließt die Arbeitskästchen zu und laßt uns in den Garten gehen. Die Bienenkönigin erwartet die Ehre euers Besuchs und ihre Majestät ist eine zu wichtige Person, um sie warten zu lassen."

„Wie bist du so spaßhaft, Papa," sagte Flora. „Wir haben es sehr gerne, wenn du mit einem so drolligen Gesicht in das Zimmer kommst und so freundlich mit uns sprichst. Mama, wir haben unsere Strickstrümpfe schön zusammengewickelt; dürfen wir nun gehen, und wirst du uns begleiten?"

„Ich werde euch bald nachfolgen, doch habe ich erst noch einen Brief zu schreiben."

Die Kinder gingen mit ihrem Vater in den Garten und setzten sich mit ihm auf eine Bank, die er dem Bienenstand gegenüber hatte aufstellen lassen.

„Was habe ich euch das letztemal erzählt?" hob er an. „Wenn ich mich recht besinne, so blieben wir bei den Wachsarbeitern stehen."

„Ja Papa," rief Flora, „du hast uns von den Honigsäcken, von den Bienen, die zu Mittag essen wollen, und von den Dienern, die hinter ihren Stühlen stehen, erzählt."

„Hinter ihren Stühlen!" rief der Doktor. „Nein Flora, ich glaube nicht, daß ich etwas von Stühlen gesagt habe."

„Nein Papa, das hast du auch nicht," fiel ihm Flora in

die Rede; „ich dummes Ding, dachte an Leute, statt an Bienen."

„Ich versprach euch von der Bienenkönigin zu erzählen," sagte der Doktor, „die eine Person von der höchsten Wichtigkeit im Bienenstaate ist; ihre Unterthanen erzeigen ihr die größte Ehrfurcht, lieben sie als ihre Mutter und gehorchen ihr in allen Stücken. Wenn sie durch einen Zufall ihre Königin verlieren, so überlassen sie sich dem größten Kummer, verschmähen ihre Nahrung, sind nicht im Stande zu arbeiten, kurz, der ganze Bienenstaat geräth in einen verwirrten Zustand. Die Bienen, welche aus- und einzuwandern pflegen, suchen ihre königliche Mutter in jedem Winkel. Wenn der Bienenzüchter dieses traurige Ereigniß bemerkt, so ist er zuweilen im Stande, ihnen eine Königin aus einem andern Bienenkorb zu geben; aber er muß warten, bis die Bienen ihre frühere Königin vergessen haben, weil sie sonst die Fremde nicht annehmen. Wenn sie in den ersten zwölf Stunden nach dem Verlust ihrer eigenen Königin in den Bienenkorb gebracht wird, wie meint ihr wohl, daß sie behandelt wird?"

„Wir wissen es nicht, Papa!" rief Marie, „aber wir hoffen, daß sie nicht todt gemacht werden wird."

„Nein, sie tödten sie nicht plötzlich, wie sie es leicht könnten, indem sie sie zu Tode stachelten, wie die Schnecken, wenn sie sich zufällig in einen Bienenkorb verirren. Vielleicht denken sie, daß diese Verfahrungsart sich nicht mit der einer Königin schuldigen Ehrfurcht verträgt. Wenn sie bei ihnen erscheint, so eilen sie ihr anfänglich mit großer Freude entgegen, allein sobald sie merken, daß sie eine Fremde ist, sperren sie sie in ein Gefängniß. Sie umgeben sie mit einer Bienenwache, welche verhindern muß, daß sie den Korb verläßt oder Futter bekommt. Wenn die sie bewachenden Bienen

hungrig sind, so nehmen andere ihre Stelle ein und umgeben sie so lange, bis sie sich todt gehungert hat.

„Armes Thier!" rief Marie. „Ich wünschte, daß die Bienen nicht so grausam wären. Aber was thun sie, Papa, wenn sie ihre eigene Königin vergessen haben?"

„In diesem Fall wird sie ganz anders behandelt," sagte der Doktor. „Sind einmal vier und zwanzig Stunden vorüber, bevor die Fremde bei ihnen eingeführt wird, so halten sie sie für die von ihnen gesuchte Königin und empfangen sie mit dem größten Entzücken. Die Kunde ihrer Ankunft verbreitet sich schnell durch den ganzen Bienenkorb und mit inniger Freude kommen die Bienen herbei, um der Monarchin ihre Ehrfurcht zu bezeigen; sie bilden einen Kreis um sie, und ihre Flügel mit einem freudigen Summen bewegend, bieten sie ihr Honig zur Erfrischung an und bewillkommnen ihre königliche Mutter von ganzem Herzen als treue Unterthanen mit allen Süßigkeiten der Heimath."

„Wenn aber der Bienenzüchter keine andere Königin findet, Papa, was thut er dann?" fragte Flora.

„Manche von den Zellen, die ihr neulich gesehen habt," entgegnete der Doktor, „enthalten keinen Honig, sondern die Eier der Bienenkönigin. In jeder Zelle befindet sich ein Ei. Nach drei Tagen entsteht in dem Ei eine kleine Made, welche die Bienen fünf Tage lang mit Bienenbrod füttern; hierauf verschließen sie die Oeffnung der Zelle mit Wachs und die Made umspinnt sich mit einer Bedeckung, welche Cocon genannt wird; dann bleibt sie in diesem Gespinnste einige Tage ruhig liegen, bevor sie zur Biene umgewandelt wird. Sobald diese Umwandlung stattgefunden hat, springt das Gefängniß auf und eine vollständige Biene kommt daraus hervor, die gleich laufen und fliegen kann. Aber bevor sie ihren stillen Ruheplatz verläßt, muß sie die Hülse, in der

sie als Made gewohnt, an den Wänden ihrer Zelle befestigen; so tapezieren sie gleichsam das Gemach zur Aufnahme der nächsten kleinen Made, welcher der Zufall sie zur Wohnung anweist."

„Papa," rief Flora, „das ist das Wunderbarste von Allem, was du uns bisher erzählt hast. Aber wie bekommen sie eine neue Königin? Wächst eine von den Maden zur Bienenkönigin auf?"

„Ja, mein Kind. Doch laßt uns jetzt ein wenig herum gehen," fuhr der Doktor fort, „die Hitze ist an dieser Stelle wahrhaft erdrückend."

„Weißt du uns nichts mehr von den Bienen zu erzählen?" fragte Marie mit bekümmertem Ton.

„Ich glaube euch Alles erzählt zu haben, was ihr von den Gartenbienen zu begreifen vermöget."

„Gibt es denn noch andere Bienen, außer den Gartenbienen."

„Ja, es gibt auch wilde Bienen, welche in hohlen Bäumen oder in Felsenklüften leben; jene, die in Gärten oder in Wäldern ein gemeinsames Leben führen, werden Gesellschaftsbienen genannt; doch gibt es auch Bienen, wovon jede ihr besonderes Nest für sich baut, und zwar gibt es verschiedene Arten von dieser Gattung. Die Maurerbienen gebrauchen zu ihrem Nest kleine Theilchen von Steinen, Lehm, Sand und Mörtel von altem Gemäuer, welche Materialien sie mit der Feuchtigkeit ihres Mundes zusammen kleistern. Die Zimmermannsbiene arbeitet mit ihren Zähnen ein Loch in einen Baum, bis es groß genug ist, um ihr Nest hinein zu bauen. Es giebt auch Schneide- oder Tapeziererbienen, die ihr Nest von Blättern machen. Die merkwürdigste von diesen kleinen Tapezierern ist die Mohnbiene. Dieses kleine Thierchen macht ein Loch in die Erde und schmückt die Wände seiner

Wohnung mit einer Tapete von scharlachrothen Mohnblättern, die sie in kleine Stückchen von ovaler Form schneidet und beim Befestigen dreifach aufeinander legt. Ist ein Stückchen zu groß, so schneidet sie das Ueberflüssige ab und bringt die Abfälle bei Seite; nie läßt sie etwas umherliegen, sondern sie handhabt die größte Ordnung in ihrem kleinen Zimmer. Wir vermögen diese zarten Blätter nicht anzurühren, ohne sie zu zerknittern, aber diese kleinen Geschöpfchen verstehen sie so glatt aufzulegen, als ob sie von Glas wären. Fehlt es ihnen auch an Vernunft, so haben sie dagegen den Instinkt, der sie antreibt, mütterlich für ihre Jungen zu sorgen. Die Scharlachtapete dient dazu, die Luft abzuhalten und ihr Nest warm und trocken zu machen. Wenn sie mit dem Tapezieren fertig sind, so füllen sie ihre Zelle halb mit einem aus Blumenstaub gekneteten Teig, und halb mit Honig an. In diesen Teig legen sie ihr Ei, damit, wenn die Made aus dem Ei herauskriecht, sie Futter bereit findet, welches ausreicht, bis sie zur Biene wird, ihre Scharlachbedeckung durchbricht und frei in die Luft hinausfliegt."

„Wir hören die Geschichten von den Bienen gar zu gern, Papa!" sagte Flora. „Ich wollte, daß sie nie ein Ende nehmen möchten. Aber woher weißt du das Alles? weißt du es aus dir selbst?"

„Ich weiß es theils aus Büchern und theils aus meinen eigenen Beobachtungen. Nächstens werde ich euch von den Anten erzählen."

„Von den Tanten, Papa?" rief Flora. „Meinst du solche Tanten, wie Tante Dugler eine ist?"

„Nein mein Kind, erwiederte der Doktor lachend, keine Tanten, wie Tante Dugler eine ist, obgleich ich nicht zweifle, daß diese Spezies dem Beobachter ebenfalls viel Interessantes bieten würde. Ich sprach von Anten, das sind Ameisen,

ganz kleine Thierchen, die ich euch dieser Tage auf einem unserer Spaziergänge zeigen werde."

„Papa, höre doch noch nicht auf zu erzählen," bat Flora; „sage uns noch etwas von den Thieren in deinen schönen Büchern."

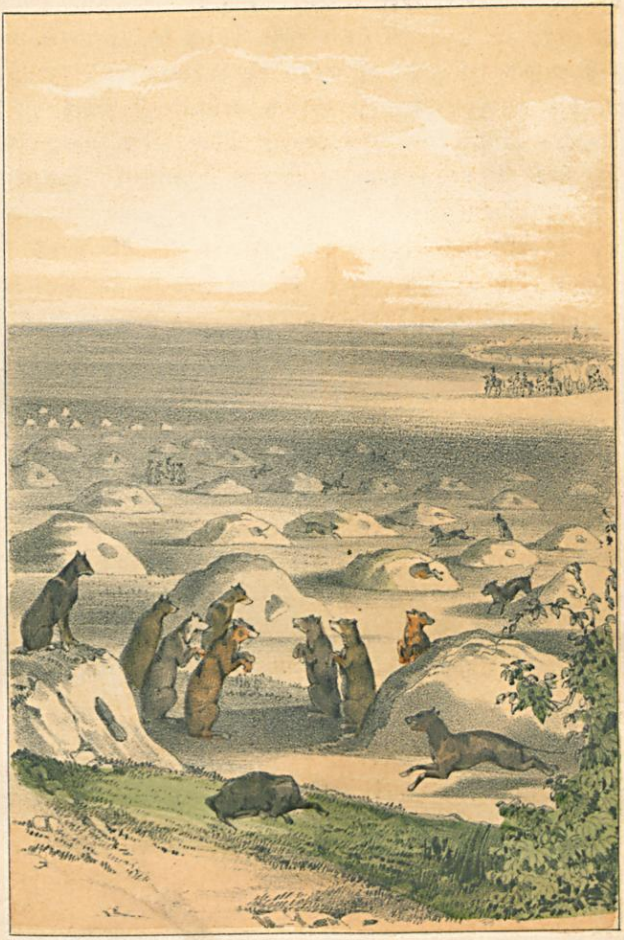
„Ach ja, Papa, thue es," flehte Maria mit ihrer süßen Stimme.

„Wohlan, ihr kleinen Quälgeister, so will ich euch in aller Kürze noch etwas von den Präriehunden erzählen. Erinnert ihr euch des Bildes, wo auf einer unabsehbaren Fläche kleine Erhöhungen aufgeworfen sind, zwischen welchen man hundeartige Thiere herumlaufen sieht?"

„Ja Papa," rief Flora, „sie sehen sehr drollig aus; manche sitzen auf den Hinterfüßen und halten die Pfoten, als ob sie aufwarten wollten."

„Diese Geschöpfe gehören zum Geschlecht der Murmelthiere und werden unpassenderweise Präriehunde genannt. Man findet sie auf der Strecke, die sich zwischen Mexiko bis an den Missisipi ausdehnt. Sie graben sich unterirdische Wohnungen, die man außerhalb an einer kleinen Erhöhung erkennt; den Boden bedecken sie mit einem Geflechte aus trockenen Kräutern, das gleichsam eine Strohmatte bildet, die man zusammenrollen könnte. Die verschiedenen Hügel sind mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufgeführt und bilden gleichsam ein Dorf, in dessen Mitte sich ein freier Platz befindet. Jede Wohnung wird von einer Familie bewohnt und hat zwei Oeffnungen, eine größere, die als Thüre, eine kleinere, die als Fenster dient, um Licht einzulassen. Wie die Murmelthiere, verschlafen auch die Präriehunde den Winter. Sobald es kalt wird, verstopfen sie ihre Thüre und ihr Fenster und strecken sich auf ihr weiches Lager aus, wo sie einschlafen, um erst mit dem Frühling wieder zu er-

wachen. Auf meinen Reisen besuchte ich einst eines ihrer Dörfer, in dem ich sie einzeln durch die Straßen wandern sah; auch begaben sich oft mehrere zusammen von einer Wohnung in die andere. Einige waren beschäftigt Gras zu fressen, Andere standen auf dem großen Platz beisammen, als ob sie sich über Gemeindeangelegenheiten beriethen. So wie einer eine Karavane Reisender herankommen sieht, gibt er durch ein Gebell das Zeichen der Gefahr und die ganze Colonie flüchtet sich in ihre Bäue, die so weit in die Tiefe führen, daß man sie nicht verfolgen kann. Da an dem Tag, als ich ihr Dorf besuchte, dasselbe schon am Morgen von einigen meiner Begleiter betreten worden war, die einige Prärie-hunde getödtet hatten, so befand sich die ganze Gemeinde im größten Zorn. Sie hatten Schildwachen an ihren Grenzen ausgestellt, die wir bei unserer Annäherung fortlaufen sahen, um durch Gebell Lärmen zu schlagen, worauf sich alle die ehrsamen Bürger, die vor ihren Hausthüren saßen, in das Innere ihrer Wohnungen zurückzogen. Wir durchschritten das ganze Dorf und stießen vergebens unsere Flintenläufe in die Eingänge zu ihren Höhlen, es kam nicht ein einziger Einwohner heraus. Wir zogen uns wieder zurück und lagerten uns in einiger Entfernung von dem Dorf, wo wir uns sehr ruhig verhielten. Nach einiger Zeit begannen einige alte Bürger die Nasen aus ihren Löchern zu strecken, um augenblicklich wieder zu verschwinden. Andere wagten sich ganz heraus, aber sobald sie uns bemerkten, verkrochen sie sich wieder in ihren Bau. Jene, die am andern Ende des Dorfes wohnten, wagten sich, durch die fortdauernde Ruhe ermuthigt, endlich völlig heraus und begaben sich in andere, ziemlich entfernte Wohnungen, wie Leute, die einen Freund oder einen Gevatter besuchen, um sich gegenseitig ihre Beobachtungen über die stattgefundenen Ereignisse mit-



5



zutheilen. Andere die noch kühner waren, bildeten Gruppen in den Straßen und auf dem großen Platz und unterhielten sich wahrscheinlich über die ihrer Republik zugefügte Beleidigung und über die Ermordung ihrer Mitbürger. — Wir erhoben uns und wollten uns langsam nähern, um sie besser beobachten zu können, aber das Gebell wurde überall wiederholt und es entstand eine allgemeine Flucht. Wir sahen überall nur Pfoten, die sich in der Luft bewegten und im nächsten Augenblick war die ganze Bevölkerung in die Erde verschwunden.

„Das muß sehr spaßhaft gewesen sein," rief Flora; ich wollte, ich hätte es auch gesehen, Papa.

„Und ich wollte, ich hätte solch einen lieben, gescheidten Hund," setzte Marie hinzu.

„Jetzt Kinder," sagte der Vater, „jetzt geht und vergnügt euch in euern kleinen Gärten; ich will nachsehen, was eure Mutter so lange im Haus zurück hält."

VIII.

Die Geschichte von der Apfelpastete.

„Was gibt es, Flora?" sagte an einem Spätnachmittag der Doktor, von dem Buche aufblickend, worin er las. „Was hast du mir zu sagen, mein kleines Mädchen?"

„Papa," gab ihm das Kind zur Antwort, „ich habe gewartet, bis du Zeit haben würdest; ich habe geduldig gewartet."

„Geduldig!" wiederholte der Doktor lächelnd. „Du bist

beständig um meinen Stuhl herum gelaufen, hast dich jeden Augenblick geräuspert, um meine Aufmerksamkeit zu erregen und so oft du hinter mir vorbei kamst, hast du mich an meinen Rockschößen gezerrt. Ist das dein Begriff von Geduld? Du hast nicht gesprochen, und das war ganz hübsch für deinen ersten Versuch in dieser nothwendigen Tugend. — So, jetzt habe ich Zeit, ich habe mein Buch weggelegt. Was hast du mir zu sagen?"

„Papa, ich war vorhin in deinem Zimmer und sah ein Buch . . ."

„Wohl mehrere, wie ich vermuthe," erwiederte Herr Pirner.

„Ja, mehrere," fuhr Flora fort; „aber es war eins darunter, das aussah, als ob es für uns bestimmt wäre. Es stehen gewiß schöne Geschichten darin."

„Du hast Recht," antwortete ihr Vater, „es ist ein für euch bestimmtes Unterhaltungsbuch."

„Und wie heißt das Buch?" riefen gleichzeitig die beiden Mädchen.

„Es heißt: Die Aepfelpastete, oder: Bruchstücke aus Karls und Emiliens Leben. Eine wahre Begebenheit."

„Papa," rief Flora, „es ist recht gut, daß du es für uns gekauft hast. Ich bin überzeugt, daß wir es verstehen werden, und auch, daß es uns gefallen wird, weil uns schon der Titel so wohl gefällt. Die Aepfelpastete!" rief Flora, „welch ein hübscher Name."

„Und welch eine gute Sache!" setzte Herr Pirner lächelnd hinzu. „Liebe Wilhelmine," wandte er sich an seine Frau, „da der Abend schön ist, so wollen wir den Thee in der Gartenlaube trinken, und während du und die Kinder euch mit Handarbeiten beschäftigt, will ich die Geschichte vorlesen."

Frau Pirner gab ihre Zustimmung und die Kinder rannten fort, um der Haushälterin behülflich zu sein, den Theetisch in der Laube zu beschicken. Flora war ganz Geschäftigkeit; da sie sich aber nicht abhalten ließ, den Boden zu kehren, so entstand eine solche Staubwolke, daß eine ganze Weile weder sie noch die Theetassen, die Frau Knorr so zierlich geordnet hatte, zu unterscheiden waren. Da man aber unmöglich ernstlich böse auf Flora sein konnte, so begnügte sich Frau Knorr, die Anstifterin so manchen Unheils nicht ohne Schwierigkeit einzufangen und so lange festzuhalten, bis Marie, nach ihrer Angabe, mit Hülfe ihrer kleinen Gießkanne den Staub einigermaßen gedämpft hatte. Flora bestreute nun den Boden mit Blumen, umschlang mit Hülfe ihrer Schwester und des alten Gärtners die beiden Thürpfosten an der Laube mit einem Gewinde von Rosen und Immergrün. Kaum war sie damit fertig, als ihre Eltern erschienen und nachdem sie Thee getrunken und von dem guten Kuchen gegessen, den Frau Knorr gebacken hatte, wurde der Tisch abgeräumt und als die Mädchen ihre Strickzeuge zur Hand genommen, schlug der Doktor das mitgebrachte Buch auf und begann zu lesen:

„Die Aepfelpastete oder Bruchstücke aus dem Leben Karls und Emiliens. Eine wahre Begebenheit. Karl und Emilie waren leidlich gute Kinder, gegen welche die Eltern nachsichtig waren, ohne sie zu verderben. Karl war ein hübscher Knabe mit braunen Haaren; Emilie ein schönes blauäugiges Mädchen mit Grübchen in den Wangen und einer hübscheren Nase, als neunjährige Mädchen gewöhnlich zu haben pflegen.

„Die Kinder verbrachten ihre Ferienzeit mit ihren Eltern in einem hübschen Landhaus, das am Ende des Dorfes Driesheim stand. Emilie schlief neben dem Zimmer ihres

Bruders in einer kleinen Stube, die ein Bett mit weißen Vorhängen, einen Waschtisch, eine Komode, einen Stuhl und einen kleinen Tisch enthielt, worauf ihre Bücher lagen. Außerdem befand sich noch ein Kasten darin, in welchem sie ihren Sonntagsstaat verwahrte und der ihrem Bruder zum Sitz diente, wenn er sie mit einem Besuch beehrte. Am Fenster hing ein aus Weidenzweigen geflochtener Käfig, worin sich ein Vogel befand, und es war Emiliens Stolz, an jedem sonnigen Morgen gleichzeitig mit ihrer Lerche zu erwachen und von ihrem Fenster aus nicht nur das Dorf mit seinen Gärten, sondern eine weite Fernsicht zu überblicken, die sich ihren erfreuten Augen darbot.

„Zu den Begünstigungen, die diesen Kindern von ihren Eltern gewährt wurden, gehörte die Erlaubniß, jeden Samstag mit ihnen das Nachtessen einnehmen zu dürfen. Wenn sie im Lauf der Woche keinen bedeutenden Fehler begangen hatten, so las ihnen der Vater am Samstagabend irgend eine hübsche Geschichte vor, während sie sich mit ihren Arbeiten beschäftigten. Emilie half gewöhnlich ihrer Mutter Röckchen und Mützchen für die armen Dorfkinder machen, während sich Carl mit seinem Farbenkasten beschäftigte und höchst merkwürdige Vögel, Hunde, Katzen und Löwen malte. Seit dem Abend da Emilie einst einen Vogel für ein Kameel gehalten hatte, gebrauchte er jedoch die Vorsicht, ihre Namen mit großen Buchstaben darunter zu malen.

„Das Essen, welches an jenen Abenden eingenommen zu werden pflegte, schmeckte den Kindern jedesmal vortrefflich. Die Sauermilch mit ihrem herrlichen Rahm, womit der Anfang gemacht wurde, die Spargeln, Artischoken oder der Blumenkohl, die darauf folgten, und die Obsttorte, die den Beschluß machte, waren immer ganz köstlich.

„Eines Morgens, als Emilie, dem Gesang ihrer Lerche

zuhörend, noch im Bette lag, ward an ihrer Thüre geklopft und Carl rief:

„Emilie, wie magst du im Bette liegen und deiner Lerche zuhören, während die Sonne so herrlich scheint und zehntausend Vögel in dem Birkenwald singen. Stehe auf, wir haben noch Zeit einen Spaziergang zu machen, bevor wir uns an die Bücher setzen müssen.

„Emilie war im Augenblick auf; sie kleidete sich hastig an und leierte schnell ihr Gebet herunter, ohne aus der Tiefe ihres Herzens den Beistand dessen anzurufen, ohne den kleine Mädchen nicht vor der Versuchung bewahrt bleiben können.

„Der Morgen war sehr schön. Unzählbare Schmetterlinge flogen munter durch die Wiesen, durchkreuzten sich, versenkten sich einen Augenblick in die gelben Butterblumen, um sich sodann in glücklicher Freiheit zu dem blauen Himmel zu erheben. Carl und Emilie waren bald in der hitzigsten Verfolgung eines Schmetterlings mit goldbesäumten Flügeln begriffen. Sie schienen gleichsam durch die Luft zu fliegen; ihre kleinen Füße streiften kaum die Thautropfen von dem mit Gänseblümchen durchwirkten Gras ab. Der Schmetterling rastete einen Augenblick auf einer blauen Glockenblume. Den Athem einhaltend und auf den Zehen vorwärts schleichend, näherte sich ihm Emilie und rief freudig: „Ich habe ihn!" aber der schlaue Schelm schlüpfte ihr durch die schlanken Finger und schwang sich in die Luft.

„Es ist nun Zeit nach Haus zu gehen," sagte Carl etwas ärgerlich. „Du hast ihn fliegen lassen, statt ihn fest zu halten, und wir haben jetzt nicht Zeit, noch länger Jagd auf diese schlüpfrigen Aale zu machen."

„Aale," wiederholte Emilie. „Ich dachte Aale seien Fische. Nun hast du einen ähnlichen Bock geschossen, wie

ich, da ich deinen Vogel für ein Kameel hielt, worüber du in so großen Zorn gerietheſt."

„Dummes Ding, du verſtehſt keine Metapher!"

„Sie ſchritten ſtillſchweigend weiter. Als ſie in das Dorf kamen, rief Carl plötzlich: „Da kommt Daniel, der Bäckersjunge, mit einer prächtigen Torte. Sieh nur, Emilie, wie ſchön ſie ausſieht, und rieche, wie ſie ſo herrlich duftet. Wo gehſt du mit dieſer ausgezeichneten Torte hin, Daniel?"

„Es iſt keine Torte. Der Meiſter ſagt, es ſei eine Aepfelpaſtete, und ich trage ſie in Ihr Haus."

„Es iſt die Aepfelpaſtete, die Mama für heute Abend zum Nachteſſen beſtellt hat," rief Emilie. „Du weißt, daß Onkel und Tante Steinberg an einem Mittwoch kommen wollten und es iſt heute Mittwoch."

„Ja, es iſt Mittwoch," verſetzte Carl mit einem ſehnſüchtigen Blick auf die Aepfelpaſtete; „aber wir dürfen nur Samſtags aufbleiben und mit zu Nacht eſſen."

„Daniel war indeſſen weiter gegangen.

„Bleibe ſtehen, Daniel!" rief ihm Carl nach: „bleibe nur einen Augenblick ſtehen und laß mich die Paſtete noch einmal betrachten."

„Daniel jedoch beſchleunigte ſeine Schritte. Die Kinder folgten ihm in den Hof, aber er hatte bereits das Haus erreicht und die drohende Gefahr ſchien abgewendet zu ſein. Doch jetzt hörte man den Schlüſſel in einer Thüre herum drehen, die Köchin trat in die Speiſekammer, und auf einen in der Fenſtervertiefung ſtehenden Tiſch zuſchreitend, ſtellte ſie die Aepfelpaſtete darauf; ohne die vor dem Fenſter ſtehenden Kinder zu bemerken, ging wieder hinaus, verſchloß die Thüre und ſteckte den Schlüſſel in ihre Taſche.

„Suſanne iſt ein alter blinder Maulwurf," ſagte Carl; „ſie ſah uns nicht, obgleich wir dicht vor ihrer Naſe ſtanden.

Wie ist es, Emilie? wollen wir uns nicht ein besseres Guckloch suchen?"

„Bei diesen Worten trug er einige große Steine unter dem Fenster zusammen, stellte sich darauf, blickte durch die Gitterstangen des offenstehenden Fensters und zog die Aepfelpastete näher zu sich heran.

„Emilie," rief er, „ich glaube, daß dieses die köstlichste Aepfelpastete ist, die ich jemals sah. Rieche einmal, wie sie so gut riecht, und sieh, wie der Deckel so hoch aufgeblasen ist; sie muß bis obenhinaus mit Aepfeln angefüllt sein . . . ja, sie ist zu voll . . . Ich glaube nicht, daß man es bemerken würde, wenn etwas weniger Aepfel darin wären . . . Sieh, da liegt ein Löffel, als ob er eigens für uns hergelegt worden wäre. Ich will den Deckel am Rand mit meinem Federmesser ein wenig lüften und einen Löffel voll herausnehmen. Was sagst du dazu, Emilie?"

„Ich sage, daß es sehr gut und süß schmecken wird, denn ich sah Mama eine ganze Untertasse voll Zucker herausgeben."

„An den Zucker habe ich gar nicht gedacht," sagte Carl und machte das Federmesser wieder zu, das er bereits geöffnet hatte.

„Es trat eine Pause ein. Die Kinder standen da und sahen sich einander an.

„Es ist Niemand im Hof," lispelte Emilie, nachdem sie sich ängstlich umgesehen hatte.

„Nicht eine Seele," antwortete ihr Bruder.

„Und hastig sein Federmesser wieder öffnend, löste er den Deckel rundum von dem Rande los und reichte seiner Schwester einen Löffel voll Aepfelmuß.

„O wie gut ist das!" rief Emilie. „Es ist das Beste, was ich je gekostet habe."

„Carl schien derselben Meinung zu sein. Er theilte das Muß löffelweise mit seiner Schwester, bis nichts mehr übrig war, dann legte er den Deckel sorgfältig wieder auf die Pastete, schob sie an ihren früheren Platz zurück, trug die Steine wieder fort und begab sich in das Haus, wo er, wie gewöhnlich, sein Frühstück einzunehmen versuchte; da er aber keinen Appetit mehr hatte, so setzte er sich an seine Bücher.

„Emilie verlebte einen unbehaglichen Tag. Zwar fühlte sie die Reue nicht, die sie angetrieben haben würde, ihrer Mutter alles zu gestehen und Gott um Verzeihung zu bitten; aber sie fühlte sich zeitweise wahrhaft unglücklich und in der Hoffnung ihre unangenehmen Gedanken zu verbannen, schenkte sie ihren Aufgaben eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit, so daß ihre Mutter sehr zufrieden mit ihr war.

„Du hast mir heute Freude gemacht," sagte Frau von Rosen zu ihr. „Es macht mich sehr glücklich, wenn du so folgsam und aufmerksam bist."

„Emiliens Wangen wurden mit Schamröthe bedeckt. Die Lobsprüche ihrer Mutter, die sie sonst mit dem größten Entzücken aufnahm, erfüllten sie jetzt mit Verlegenheit.

„Was ist dir, mein Kind?" fragte Frau von Rosen. „Bist du unwohl, Emilie?"

„Nein, Mama, ich bin vollkommen wohl," erwiederte das Mädchen mit sichtlicher Unruhe.

„Dann springe im Garten herum und suche dich zu unterhalten, du hast für heute genug gearbeitet. Vor Tisch laß dir von Dorothea dein weißes Kleid anziehen. Du weißt, daß wir deinen Onkel und deine Tante erwarten, und ich denke," setzte sie hinzu, indem sie ihrer Tochter liebevoll die Wange streichelte, „ich denke, daß du es heute verdienst, dein

Ehrenzeichen zu tragen. Es wird deine Tante freuen, dich damit geschmückt zu sehen."

„Emilie ging traurig in den Garten; aber nicht, um sich darin zu vergnügen, sondern um sich still und kummervoll unter einen Baum zu setzen. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit einer Anwandlung von Reue auf das Speisekammerfenster, das sie sehen konnte; was würde sie nicht darum gegeben haben, wenn sie die Aepfel wieder in die Pastete hätte bringen können; wie gerne hätte sie sich wieder so unbefangen und glücklich gefühlt, als sie es noch Tags zuvor gewesen war. Der Wind spielte sanft mit ihren Locken, die Vögel sangen munter auf den Zweigen, reiche Blüthen prangten an den Aesten, aber für Emilie war der Wind nicht frisch, die Blüthen nicht schön und der Gesang der Vögel regte sie nicht zur Fröhlichkeit an. Endlich ging sie in das Haus, um sich zum Mittagessen ankleiden zu lassen. Als sie ihr Zimmer betrat, schlug ihre Lerche fröhlich mit Flügeln und begann ihren schönsten Gesang anzustimmen.

„Ich wollte, der Vogel müßte schweigen und mich allein lassen," rief Emilie. „Er macht einen unerträglichen Lärm."

„Was hat Ihnen der Vogel zu leid gethan?" fragte die alte Kinderfrau tadelnd. „Pfui, schämen Sie sich, Emilie, Sie sind übler Laune."

„Das geht dich nichts an," antwortete Emilie. „Mama, hat gesagt, du solltest mir mein weißes Kleid anziehen und mich fertig machen, um zu Tische zu gehen."

„Dorothea that wie ihr befohlen ward, das weiße Kleid ward angezogen und Emiliens Haare hübsch geordnet.

„Welche Schärpe wünscht die gnädige Frau, daß Sie heute tragen sollen?" fragte Dorotha, nachdem sie ihr das weiße Kleid angezogen hatte.

„Emilie zog die Kommodschublade auf, worin ihre Sachen

aufbewahrt wurden. Darin lag in einem Kästchen sorgfältig in blaßrothes Papier eingewickelt, das Ehrenzeichen, das sie in der Schule erhalten hatte. Es war ein weißes Moireband, welches über die rechte Schulter nach der linken Seite fallend, in einer schönen Schleife endigte, und worauf mit purpurfarbner Seide die Worte gestickt waren: Für gutes Betragen: Emilie nahm es aus dem Kästchen und sah es einen Augenblick starr an:

„Nein, ich darf es nicht tragen," sprach sie leise zu sich selbst. „Es ist für gutes Betragen, und ich habe mich nicht gut betragen."

Und es schnell wieder in das Kästchen legend, nahm sie ein blaues Band, das sie sich von Dorothea umbinden ließ, ohne ein Wort zu sagen; dann begab sie sich in das Wohnzimmer. Ihre Mutter saß an ihrem Schreibtisch und schrieb einen Brief, daher sie nicht aufsah. Emilie schlich sich in eine Fenstervertiefung und nahm ein Buch. Einige Minuten lang war Alles so still, daß sie das Geräusch des Papiers hörte, über welches ihre Mutter mit der Feder fuhr.

„Komm heraus aus deinem Loch, du kleine Maus," sagte nach einer Weile Frau von Rosen; „komm heraus und zünde mir die Wachskerze an, damit ich meinen Brief zusiegeln kann. Du bist ein gutes kleines Mädchen, das seine Mama nicht gestört hat."

„Emilie that, was ihr geheißen ward. Ihre Mutter kehrte ihr den Rücken zu, und das Licht hastig auf den Tisch stellend, war sie im Begriff in ihren Schlupfwinkel zurückzukehren, als Frau von Rosen rief: „Komm her und halte mir das Licht."

„Das schuldbewußte Kind zitterte heftig und stand, Gesicht und Hals mit dunkler Röthe überzogen, vor seiner Mutter. Frau von Rosen blickte erst in Emiliens unruhiges Gesicht

und dann auf ihr blaues Band. Sie merkte, daß etwas außer dem Geleise war, doch unterließ sie alle Erkundigung. Sie hatte die Gewohnheit ihre Kinder Abends, wenn sie in den Betten lagen, zu besuchen und sie dann zu fragen, welche Fehler sie im Lauf des Tags begangen, und ob sie bereits Vergebung vom Himmel dafür erbeten hätten. Sie hoffte, daß Emilie ihr am Abend ihr Vergehen gestehen würde, und war überzeugt, daß das unbehagliche Gefühl, von welchem sie ihr kleines Mädchen gequält sah, nachhaltiger auf es wirken würde, als alle Vorwürfe, die sie ihm machen könnte.

„Emilie sah ihren Bruder nicht eher, als bis er zu Tische kam, und so hatte sie denn keine Gelegenheit ihm mitzutheilen, von welch unangenehmen Empfindungen sie gefoltert ward." Er schien dieselben jedoch in vollem Maße zu theilen, denn er sah sehr ernst und unglücklich aus. Die Eltern waren in einem Gespräch über eine neuangelegte Eisenbahn begriffen, daher sie wenig auf die Kinder achteten. Nach Tisch gingen sie mit Papa und Mama spazieren, und als der Thee getrunken war, setzten sich beide an ein offenes Fenster, welches die Aussicht auf das Dorf hatte, um die Ankunft ihrer Verwandten zu erspähen. Ueber dieser interessanten Beschäftigung vergaßen sie auf eine Weile ihren Kummer.

„Die Luft war mild und balsamreich. Der Westwind, nachdem er den Wohlgeruch der Lindenblüthen und des Geisblatts eingesogen hatte, fuhr kühlend über ihre Gesichter und spielte schelmisch in Emiliens blonden Locken; die untergehende Sonne bemalte das Himmelsgewölbe mit Gold und Purpurstreifen, in den Linden summten die Bienen und die fröhlichen Stimmen der Dorfkinder wurden von Zeit zu Zeit von dem Wind hergetragen.

„Jetzt hörte man einen Wagen rasch durch das Dorf

rollen, der vor der Hofthüre still hielt und einen Augenblick darauf lagen die Kinder in den Armen ihrer Verwandten.

„Wie sehen die Kinder so gut aus, liebe Schwägerin!“ sagte Frau von Steinberg, als sie mit Carl und Emilien an der Hand, bei Frau von Rosen eintrat. „Meine kleine Emilie blüht wie eine Rose.“

„Die Freude über Ihre Ankunft, beste Schwägerin, hat sie so roth gefärbt, denn sie sah heute den ganzen Tag ungewöhnlich blaß aus.“

„Das soll wohl nur das Vorspiel sein, um sie zu Bett zu schicken; aber Sie dürfen mir die Bitte nicht abschlagen, die beiden Kinder mit uns zu Nacht essen zu lassen.“

„Es geht nicht wohl,“ sagte Frau von Rosen; „ich habe einige Familien aus der Nachbarschaft eingeladen, wir werden daher nicht Platz genug haben.“

„Wir rücken zusammen,“ entschied die Tante, „und nun haben Sie eingewilligt.“

„Carl und Emilie klatschten vor Freude in die Hände und bedankten sich voll Freude bei der Tante. Aber plötzlich verstummten sie. Gewisse Erinnerungen wurden in ihrem Gedächtniß wach; sie sahen sich einander an und sprachen kein Wort.

„Die Stunde des Nachtessens kam heran. Die Kinder fühlten sich erleichtert, als sie an ein apartes Tischchen gesetzt wurden. Sie blickten ängstlich auf jede Schüssel, die hereingebracht wurde und ihre niedergedrückten Gemüther erholten sich in etwas, als keine Aepfelpastete erschien.

„Emilie saß in steifer Haltung da; ihre Füße berührten den Boden nicht; sie warf ängstliche Blicke auf ihren Bruder und schien auf ihrem weichen Sessel keineswegs auf Rosen zu sitzen.

„Wahrnehmend, daß sie lange nichts von den Speisen

auf dem Tische bekommen hatten, sagte ihre Tante: „Bekommen denn diese lieben geduldigen Geschöpfe nichts? Sie scheinen sie gänzlich zu vergessen, liebe Schwägerin."

„Nein, ich habe sie nicht vergessen," sagte Frau von Rosen, „es ist eben jetzt nichts auf dem Tische, das zuträglich für sie ist, aber es wird gleich etwas kommen, das ihnen schmecken wird. Ich will gleich danach klingeln, denn ich wünsche, daß sie bald zu Bette gehen möchten. Carl, ziehe einmal den Schellenzug an, damit die Aepfelpastete gebracht wird."

„Carl gehorchte zitternd und einige Minuten später stellte Susanne die verhängnißvolle Pastete auf den Tisch.

„Lassen Sie mich sie zerschneiden," rief Frau von Steinberg, denn ich muß das Vergnügen haben, diesen lieben Kindern etwas vorzulegen." — Sie schnitt ein Stück von der Kruste ab, das sie auf den Teller legte; dann fuhr sie mit dem Löffel in das Pastetenhaus, und als sie damit bis auf den Grund gekommen war, zog sie ihn wieder heraus, ohne daß sein Glanz im mindesten Noth gelitten hatte.

„Was ist das?" rief Herr von Rosen. „Die Pastete ist leer, die Aepfel müssen herausgenommen worden sein. Wir müssen uns sogleich erkundigen. Carl ziehe die Schelle nochmals an."

„Susanne," fragte Herr von Rosen, nachdem die Magd eingetreten war, „Susanne, wer hat die Aepfelpastete ins Haus gebracht?"

„Der kleine Daniel, der Bäckerjunge, gnädiger Herr."

„Oder vielmehr der kleine Schurke, der kleine Dieb," rief Herr von Rosen. „Ich werde morgen mit seinem Meister reden und dafür sorgen, daß er tüchtig durchgepeitscht wird. Das ist der größte Dienst, den man ihm erweisen kann, um ihn zu bessern, denn Mancher hat schon sein Leben im Zucht-

haus geendigt, der die Laufbahn seiner Verbrechen mit keinem größern Diebstahl eröffnete."

„Während dieser Rede war Carls Haupt immer tiefer auf seine Brust gesunken, er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und zitterte so heftig, daß er fast von dem Stuhl gefallen wäre. Plötzlich erhob er den Kopf und blickte auf; sein Gesicht hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen und das tiefe Gefühl seiner Schuld, das ihn einen Augenblick zuvor zu Boden gedrückt hatte, schien ihn plötzlich verlassen zu haben.

„Wie kann er das Geschehene so bald vergessen und so unverschämt sein! dachte Emilie, und sie fühlte sich sehr erleichtert, als, nachdem sie ein mit Himbeerengelee bestrichenes Brödchen hinuntergewürgt hatte, das ihr mehr als einmal im Halse stecken zu bleiben und sie zu ersticken drohte, sie und ihr Bruder zu Bette geschickt wurden.

„Emilie fand jedoch keine Ruhe auf ihren Kissen. Sie hatte Dorothea gebeten, die Fensterläden offen zu lassen, weil sie sich fürchtete, allein in der Dunkelheit zu bleiben, und nun lag sie da und blickte in den Mond und zitterte, wenn eine vorüberziehende Wolke sein Silberlicht auf einen Augenblick verdunkelte. Plötzlich verschwand er vor ihren Augen und das Zimmer lag in völliger Finsterniß. Emilie vermochte es nicht länger auszuhalten; sie sprang aus dem Bette und öffnete leise die in ihres Bruders Zimmer führende Thüre. Carl schien noch gar nicht im Bette gewesen zu sein; sein Licht brannte noch, sein Gebetbuch war aufgeschlagen und er lag auf den Knieen vor demselben. Emilie stand einen Augenblick unentschlossen still, dann schlich sie leise in ihr Zimmer zurück und wartete, bis sie Carl zu Bette gehen hörte.

„Carl!" rief sie ihm dann zu, „Carl, ich fühle mich

sehr unglücklich, ich kann nicht einschlafen. Sobald ich die Augen schließe, flüstert mir etwas in die Ohren: „Du sollst nicht stehlen!“ Was mag das sein?“

„Es ist das Gewissen, Emilie.“

„Es ist nur gut,“ hob Emilie wieder an, „daß es schon so spät ist und Mama heute Abend nicht zu uns kommen wird. Meinst du, daß Papa und Mama hinter die Sache kommen werden?“

„Glaubst du denn,“ rief ihr Bruder, „glaubst du denn, daß ich einschlafen könnte, bevor ich Alles gestanden habe? Soll Daniel als Dieb gepeitscht werden, während ich der Schuldige bin? Nein, Emilie, nein. Ich warte nur, bis die Gesellschaft auseinander geht. Horch! eben gehen sie. Papa wünscht ihnen gute Nacht. Jetzt wird das äußere Thor zugemacht.“

Carl schickte sich an hinunter zu gehen.

„Warte auf mich,“ rief Emilie; „warte nur einen Augenblick, Carl; ich will mitgehen und dir Alles erzählen helfen.“

„Nachdem sie ihren Flanellschlafrock übergeworfen, gingen sie miteinander die Treppe hinunter; vor dem Eßzimmer blieb Carl stehen.

„Was zögerst du, Bruder? willst du wieder hinaufgehen?“

„Nein, Emilie, ich habe nur erst Gott gebeten, mir Kraft zu geben.“ Hierauf machte er entschlossen die Thüre auf. Aber die in das Wohnzimmer führende Thüre stand offen; Onkel und Tante waren noch bei ihren Eltern.

„Kinder, wo kommt ihr her? seid ihr krank?“ riefen gleichzeitig Herr und Frau von Rosen.

„Nein, Papa, wir sind nicht krank; aber Daniel darf nicht gepeitscht werden, er ist kein Dieb, sondern ich, Papa, ich!“ schluchzte Carl. „O Papa, ich war die gottlose Schlange, ich führte Emilie in Versuchung und aß selber von den Aepfeln.“

„Nein, Papa!“ rief Emilie, „er war die Schlange nicht, ich war selber schlecht. Er führte mich nicht in Versuchung; ich verlangte einen Löffel voll nach dem andern und sagte, daß das Aepfelmuß das Süßeste wäre, was ich je gekostet hätte. Ich war sehr gottlos.“

„Lieber Bruder,“ sagte die Tante mit Augen, die sich mit Thränen füllten bei dem Anblick der kleinen Verbrecher, die bleich und zitternd da standen. „Lieber Bruder, ich erlaube mir eine Fürbitte für die Kinder, die durch ihre Gewissensvorwürfe hinreichend bestraft sind und durch ihre freiwillige Beichte eine ihren Fehlern entsprechende Buße gethan haben. Strafe sie nicht weiter.“

„Nein, ich kann deinem Wunsch nicht entsprechen, Schwester,“ sagte Herr von Rosen. „Da sie einen begangenen Fehler so standhaft verhehlten, daß ein Unschuldiger fast für ihre Schuld hätte büßen müssen, so kenne ich kaum eine Strafe, die sie nicht verdient hätten. Indem sie ihr Bekenntniß ablegten, haben sie nur gethan, was sie thun mußten und sie selbst sollen ihre Strafe bestimmen. Sage, Carl, was euch geschehen soll.“

„Schließe uns sechs Wochen lang von dem samstäglichen Nachtessen aus,“ sagte der zitternde Knabe mit kaum hörbarer Stimme. „Schließe uns aus davon, Papa, du kannst uns nicht härter bestrafen.“

„Wohlan, so mag es dabei bleiben. Nein, Schwester,“ fuhr Herr von Rosen fort, als er sah, daß die Tante weitere Fürbitten für sie einlegen wollte, „verliere kein weiteres Wort über diesen Gegenstand. Und nun, Kinder, kommt mit; ich will dabei sein, wenn ihr Gott wegen eurer leichtsinnigen Uebertretung seiner Gebote um Verzeihung bittet. Morgen wollen wir mehr über die Sache reden.“

„Und wirklich gab ihnen der Vater am folgenden Tag

Lehren, die einen unauslöschlichen Eindruck auf sie machten, so daß die erste auch zugleich die letzte unredliche Handlung war, welche Carl und Emilie je begangen haben."

„Ist die Geschichte aus, ganz aus?" riefen die kleinen Mädchen, als Doktor Pirner das Buch zumachte. „Das ist wirklich schade."

„Als du anfingst," sagte Marie, „dachte ich, daß die Geschichte sehr lange werden würde, und nun finde ich sie viel, viel zu kurz. Ich wollte, du wärst noch am Anfang, Papa. Carl und Emilie! welch schöne Namen! Flora, welche Stelle gefiel dir am besten?"

„Ich weiß es nicht, mir gefielen viele Stellen," sagte Flora. „Mir gefiel, als sie Jagd auf den Schmetterling machten; und dann wieder, als sie am Fenster saßen, der Wind in Emiliens Haaren spielte und sie einen Wagen heran rollen hörten; dann fand ich es auch sehr hübsch, als sie an dem aparten Tischchen einander gegenüber saßen und Carl den Schellenzug anziehen mußte."

„Und mir," sagte Marie, „mir gefiel die Stelle am besten, wo Carl sagte: „Soll Daniel gepeitscht, soll er ein Dieb genannt werden, während ich der Schuldige bin."

„Ja," rief Flora, „ich glaube auch, daß dieses die schönste Stelle ist. Ich möchte wissen, ob wir auch so gesagt haben würden?"

„Ich hoffe es, mein Kind. Ich hoffe, daß ihr stets fühlen werdet, daß kein Friede in eure Gemüther einziehen kann, bevor ihr eure Fehler bekannt und Verzeihung dafür erbeten habt."

„Sind keine andern Geschichten mehr in dem Buch, Papa? Mir schien es, daß du noch nicht am Ende der

Blätter warst, als du das Buch zumachtest. Ist keine Geschichte mehr darin, die du uns vorlesen kannst?"

„Ja," erwiederte der Doktor, „es ist noch eine kurze Geschichte darin, die den Titel hat: Die kleine Maus. Aber wir müssen sie auf einen andern Abend versparen, da es bereits spät ist und ihr bald zu Bette gehen müßt."

„Habe Dank, Papa. Wir werden nicht vergessen, dich an die Geschichte von der kleinen Maus zu erinnern; nicht wahr, Marie?"

IX.

Gartenarbeiten. Die Geschichte von der kleinen Maus.

Der Charakter der kleinen Mädchen verbesserte sich sichtlich. Die schüchterne Marie war der Ueberzeugung zugänglicher geworden und hatte ihren früheren Eigensinn abgelegt, und Flora ließ ihrer Leidenschaftlichkeit seltener freien Lauf; obgleich noch häufig ungehorsam, war doch ihre Reue tief und ihr Besserungsgelübde aufrichtig. Sie waren die besondern Lieblinge des alten Gärtners, um den sie auf verschiedene Weise thätig waren; Marie bemühte sich, ihm sein Gärtnergeräthe herbeizuholen, und Flora, es zu verschleppen. Die Geduld des alten Mannes ward oft heftig gereizt, wenn er die Stäbchen, an die er seine Blumenstöcke band, im ganzen Garten suchte und Flora ihn versicherte, daß, obgleich sie sich nicht zu erinnern vermöge, in welche Löcher sie sie gesteckt habe, es doch ganz passende Löcher für derlei Stäbchen gewesen seien.

„Fräulein Flora, Fräulein Flora!“ rief der alte Mann, „werden Sie es denn nicht müde werden, mich im Garten herumzujagen? Sie sind voll Unheil, wie ein Ei voll Dotter.“

„Und du, Thomas,“ erwiederte Flora lachend, „du verstehst dich sehr gut auf die Eier, aber noch viel besser auf die kleinen Mädchen.“

Marie wünschte eine Umzäunung von Lorbeern um ihr Gärtchen zu haben. Sie fragte den Gärtner, ob er Lorbeersamen habe und wie lange es wohl dauern würde, bis er so hoch wäre, wie sie.

„Wenn du Lorbeerbüsche für uns säen willst, so wollen wir auch recht geduldig sein. Wir haben zwei Tage auf den Kressensamen gewartet und nun wollen wir sechs Tage auf die Lorbeeren warten. Nicht wahr, Flora?“

Aber Marie machte ein sehr langes Gesicht, als ihr Thomas sagte, daß es sechs volle Jahre dauern würde, bis die Lorbeerbüsche ihre Höhe erreicht haben würden.

„Dann ist es nichts mit unserm Plan,“ rief sie mit betrübtem Tone. „Das würde ja länger als den ganzen Sommer dauern. Was sollen wir nun anfangen, Flora, um eine grüne Umhägung zu bekommen?“

Flora wußte keinen Rath; nur fand sie ein Gärtchen ohne Umhägung nicht schön. Da sagte der freundliche alte Gärtner:

„Betrübt eure kleinen Herzen nicht; kommt mit und sucht euch Lorbeerbüsche aus und bevor zwei Tage vergehen, sollt ihr eine grüne Umhägung haben.“

Als die Büsche ausgesucht waren, grub sie Thomas sorgfältig aus, machte jede Wurzel von der Erde los und gab wohl Acht, nicht das geringste Faserchen abzubrechen. Dann grub er ein Loch, das tief und breit genug war, um

den Wurzeln zu gestatten, sich nach allen Seiten hin auszudehnen, und als der Busch eingesetzt war, wurde die Erde wieder darüber gedeckt und eine dicke Lage Moos um die Pflanze gebreitet; hierauf wurde sie reichlich mit Wasser begossen und Thomas hing ein paar Binsenmatten auf Pfähle, um sie vor der Sonne zu schützen.

Es vergingen zwei volle Tage, bis alle Büsche aus- und eingesetzt waren. Während die Kinder dem Gärtner zusahen, legten sie ihm allerlei Fragen über sein vergangenes Leben vor.

„Hast du keine Kinder?" fragte Marie.

„Nur noch eine Tochter, aber ich habe Enkel, Fräulein Mariechen," sagte der alte Mann. „Gott hat alle meine Kinder in ihrer frühen Jugend zu sich gerufen, ausgenommen eine Tochter, die lange ein kränkliches Kind war. Sie blieb mir allein nach dem Tod ihrer Mutter übrig, und ich dachte, daß sie eine Bürde für ihren armen Vater sein würde. Aber sie wurde der Trost meines Alters und ihre guten Kinder füllen nun die Plätze derer aus, die längst heimgegangen sind. Der alte Thomas wartet nun, bis auch er gerufen wird. Doch, meine jungen Herrschaften, ich kann nun nicht länger bei Ihnen stehen und plaudern, ich muß an meine Arbeit gehen."

In diesem Augenblick kam der Doktor mit seiner Frau herbei. Der Erstere hatte ein Buch in der Hand.

„Kinder," sagte er, „eure Mutter fürchtet, daß das lange Verweilen in der Sonnenhitze euch schädlich sein möchte. Kommt daher in die Laube, wo ich euch die versprochene kleine Geschichte vorlesen will."

Sie eilten schnell an den bezeichneten Ort, setzten sich nieder und der Doktor las wie folgt:

„Die kleine Maus. Eine wahre Geschichte."

„Adele, du kleines Vögelchen," sagte Herr Rott, der in seinem weichen Sessel zurückgelehnt dasaß, „Adele, wie magst du so im Zimmer hin und her flattern und mich in meinem Mittagsschläfchen stören? Was hast du dort an den Vorhängen zu zerren und solch ein Getöse zu machen?"

„Papa, ich räume das Zimmer auf. Nachher will sich dein kleines Vögelchen auf deinen Schooß setzen und eine Geschichte von dir hören. Schüttele nur den Kopf nicht, Papa, und sage nicht nein; ich weiß ja, daß du nicht mehr schläfst, und das ist meine angenehmste Stunde. Papa, kannst du rathen, welches meine andere angenehmste Stunde ist? Es ist die, wenn ich bei dem Frühstück hinter deinem Stuhle stehe und du mir einen Löffel voll von deiner Chokolade gibst. Und weißt du auch, welches mein Lieblingsplätzchen ist? es ist dieses..." sagte die kleine Schmeichelkatze, indem sie auf ihres Vaters Kniee kletterte und ihm lächelnd in's Gesicht sah.

„O Adele," rief Herr Rott, als er den strahlenden Ausdruck ihrer blauen Augen sah und ihr mit dem Finger über den Sammt ihrer dichten Augenbraunen fuhr, „o Adele, wer vermag dir etwas abzuschlagen. Ich muß also zugeben, daß ich ausgeschlafen habe; aber ich habe bereits meinen ganzen Vorrath von Geschichten erschöpft und weiß wirklich nichts mehr zu erzählen."

„Papa, sage das nicht; ich weiß, daß du Geschichten machen kannst. Oder du kannst mir ja auch etwas Wahres erzählen, das dir begegnet ist, als du noch jung warst."

„Wohlan, laß mich einen Augenblick nachdenken," sagte Herr Rott und legte die Hand an die Stirne, während sich Adele ganz still verhielt.

„Was ist das für ein scharrendes Geräusch hinter dem Wandgetäfel?" fragte Herr Rott; „sollte es eine Maus sein?"

„Ja, Papa, es ist meine kleine Maus," bestätigte Adele. „Ich nenne sie meine Maus, weil ich es versuchte, sie zu zähmen. Siehst du dort das kleine Loch? da streckt sie zuweilen ihr Köpfchen heraus; dann streue ich ihr Brodkrummen hin und suche sie schmeichelnd heraus zu locken. Aber sie ist noch nicht ein einzigmal herausgekommen, obgleich ich sie täglich locke."

„Wohlan, Adele," sagte Herr Rott, „deine Maus erinnert mich an eine andere, von der ich dir etwas erzählen will, das mir selbst mit ihr begegnete."

„Habe Dank, Papa!" rief Adele und heftete ihre großen strahlenden Augen in sehnsüchtiger Erwartung auf das Antlitz ihres Vaters, welcher anhob:

„Zur Zeit als ich ein junger Mann war und in Heidelberg meinen Studien oblag, pflegte ich nach dem Frühstück eine Stunde lang zu zeichnen. Als ich eines Morgens wieder am Zeichenbrett saß, fielen meine Blicke zufällig auf den Fußteppich, der einen rehfarbigen Grund mit grünen Würfeln hatte, und einen dieser Würfel hatte sich eine kleine Maus zu ihrem Speisezimmer ausersehen; sie aß die Krummchen auf, die ich von einem Milchbrod hatte fallen lassen, womit ich einiges an meiner Zeichnung ausgewischt hatte. Da ich eine Bewegung machte, so rannte sie eilig fort und schlüpfte in ein kleines Loch, das sich neben dem Ofen befand. Sie kam aber den nächsten und auch die darauf folgenden Tage wieder; aber eben als sie anfing zutraulicher zu werden und zuweilen einen Blick aus ihren kleinen blinzelnden Augen auf mich zu heften wagte, wurden ihre Nerven durch ein unerwartetes Geräusch sehr erschüttert. Mein Bleistift fiel auf den Boden und die kleine Maus flüchtete mit einem Schreckensgequick in ihr Loch. Ich zweifle nicht, daß sie ihren Freunden und Bekannten eine lebhafte Beschreibung von dem großen

hölzernen Balken machte, der aus den Wolken fallend, auf sie zugerollt war, und Alles was da lebte, mit augenblicklicher Zerstörung bedroht hatte. Vermuthlich auf den Rath ihrer vorsichtigen Freunde, unterließ sie es, am folgenden Tag bei mir zu erscheinen und ich fürchtete bereits, meine kleine Freundin auf ewig verloren zu haben; am folgenden Morgen jedoch sah ich sie ihr kleines Köpfchen vorsichtig aus dem Loch hervor strecken und nachdem ich ihr einige Krummen auf den Boden gestreut hatte und mich ganz still verhielt, wagte sie sich zu meiner größten Freude wieder heraus und verzehrte ihr Frühstück mit dem besten Appetit. Nach ein paar Tagen ward sie wieder zutraulich wie zuvor, oder vielmehr noch zutraulicher, denn eines Morgens nahm sie einen kecken Anlauf und kam bis an meinen Fuß. Meine Stiefel glänzten wie ein Spiegel und ich dachte bei mir selbst: „die kleine Maus ist grade wie andere Leute; sie trägt den Saamen der Eitelkeit in sich und hat irrigerweise meinen Stiefel für einen Spiegel gehalten." Aber ich that ihr Unrecht, denn leicht über meinen Fuß wegschreitend, kletterte sie an meinem Bein hinauf, sprang auf den Tisch und setzte sich ganz vertraulich auf mein Papier. Sie kam nun täglich und sah mir zu wie ich zeichnete. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehnsüchtig ich meine kleine Gesellschafterin erwartete, auch schien unsere Zuneigung gegenseitig zu sein, denn das Mäuschen aß Krummen aus meiner Hand, trank Wasser aus dem Glas, worin ich meine Pinsel auswusch, und gab mir noch manchen andern Beweis stiller Zuneigung.

„So verging der Winter; der Frühling kam mit seinen Blüthen und seinen Regenschauern, und als die Osterferien herannahten, kam eines Morgens ein Freund zu mir, der mich einlud, vierzehn Tage in dem Hause seines Vaters zuzubringen, der in Michelstadt in der Bergstraße wohnte.

„Ich war im Begriff freudig zuzusagen, als mir das Mäuschen einfiel; ich blickte nach seinem Loch und seufzte tief, erklärte mich jedoch bereit, die Reise mitzumachen.

„Den folgenden Morgen war ich in aller Frühe auf, um alle Anstalten zur Versorgung meiner kleinen Freundin während der Dauer meiner Abwesenheit zu treffen. Nachdem ich eine Untertasse voll Wasser, ein Stück Käs, etwas Brod, einen Teller mit Haferbrei und einige Bisquiten auf meinen Tisch gestellt hatte, verschloß ich mein Zimmer, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging nachdenkend und traurig die Treppe hinunter.

„Du wirst heute einen traurigen Tag haben, meine kleine Maus," sprach ich zu mir selbst; „die Sonne wird ihren Strahl auf deinen Lieblingsplatz senden, du wirst dich darin wärmen, aber es wird Niemand da sein, um dich willkommen zu heißen. Du wirst dich von Ueberfluß umgeben sehen, aber dein einsames Mahl wird dich anekeln."

„Bald darauf saß ich an der Seite meines Freundes im Postwagen und ließ die Stadt mit ihrem Staub und ihrem Lärmen hinter mir.

„Der Morgen war warm und schön, der Himmel wolkenlos; die Lerche stieg hoch in die Luft und ließ ihren fröhlichen Gesang erschallen; die Kinder in den Dörfern, durch welche wir kamen, jauchzten fröhlich, sobald unser Posthorn erklang; die Dorfhunde folgten unsern Pferden eine Strecke weit nach und bellten sie an; die Hähne krähten, die Hennen gackerten und frischgelegte Eier und volle Milchtöpfe stiegen vor unserer Einbildungskraft auf.

„Wir verlebten sehr angenehme Tage in Michelstadt; wir gingen auf die Jagd, ritten und fuhren spazieren, dabei wurde aber meine kleine Freundin nicht vergessen, und nie sah ich die große dicke Hauskatze, die sich behaglich in der

Sonne ausdehnte, ohne mit inniger Theilnahme an mein Mäuschen zu denken.

„Als die vierzehn Tage vorüber waren, drang mein Freund vergebens in mich, meinen Aufenthalt zu verlängern. Endlich sagte er: „Nun, ich will dich nicht mit Gewalt zurückhalten, da du wahrscheinlich eine liebe Freundin in Heidelberg hast, die deine Rückkehr mit Sehnsucht erwartet. Nur erlaube mir einige Fragen. Ist deine Freundin groß?"

„Nein, sie ist ungewöhnlich klein."

„Von welcher Farbe sind ihre Haare?"

„Bräunlich."

„Nun weiß ich, wer deine Freundin ist; sie hat sehr geistreiche Augen."

„Die hat sie in der That," erwiederte ich.

„Ich wundere mich, daß du mit ihr bekannt werden konntest, denn ich konnte sie nie dazu bringen, auch nur ein einziges Wort zu sprechen."

„Ich auch nicht," dachte ich.

„Es ist eine gute Partie," fuhr mein Freund fort, „doch glaube ich, daß sie nicht viel Geld mitbekommen wird. Hat sie nicht viele Brüder und Schwestern?"

„Ich glaube ja," erwiederte ich — und als nun Myriaden kleiner Mäuse vor meiner Einbildungskraft auftauchten, mußte ich aus vollem Halse lachen. Da es aber hohe Zeit war fortzugehen, wenn ich den Postwagen nicht versäumen wollte, so nahm ich schnell Abschied von meinem Freund und seiner Familie und trat meine Rückreise an.

„Als ich über die Neckarbrücke fuhr, war es mir wirklich zu Muthe, als ob ich zu einer theuern Freundin zurückkehrte. Ich stieg in der Post ab, eilte nach Hause, sprang in drei Sätzen die Treppe hinauf und zog den Schlüssel zu meiner Thüre aus der Tasche.

„Ich werde meine kleine Maus wohl heute nicht mehr zu sehen bekommen," sagte ich zu mir selbst, „da sie gewöhnlich nur Morgens zu kommen pflegt. Aber ich hoffe, daß ihr Speisevorrath ausgereicht haben wird."

„Ich drehte den Schlüssel in dem Schloß herum, die Thüre ging auf und meine Maus saß an ihrem gewöhnlichen Platz auf meinem Tische. Ueberrascht und erfreut eilte ich auf sie zu; aber sie regte sich nicht. Der Käs, das Brod, das Wasser, der Haferbrei und die Bisquiten waren unberührt. Das arme kleine Thier war aus Kummer über meine Abwesenheit am gebrochenen Herzen gestorben."

„Die arme kleine Maus hat ein trauriges Schicksal gehabt," sagte der Doktor, als er das Buch auf den Tisch legte.

„War sie ganz todt?" fragte Marie in einem kummervollen Tone.

„Ja, mein Kind, sie war völlig todt, wie Julius Cäsar."

„Papa, wie kannst du nur lachen, während wir betrübt sind. Wir lieben solche traurige Geschichten nicht. Die Aepfelpastete war auch traurig in der Mitte, aber sie nahm doch ein gutes Ende. Ich wünschte, daß die Geschichte von der Maus auch ein glückliches Ende gehabt haben möchte."

„Ich wünschte es auch," ließ sich Flora vernehmen. „Ich wünschte, daß die arme kleine Maus nicht am gebrochenen Herzen gestorben wäre."

„Kurz, ihr wünscht," sagte der Doktor, „daß die Maus so lange von dem Brod und dem Käs geschmaust hätte, bis sie so dick geworden wäre, daß sie nicht mehr in ihr Loch hätte schlüpfen können, und stets auf derselben Stelle ge-

blieben wäre, nicht sowohl aus Zuneigung, als wegen der Unmöglichkeit, sich bewegen zu können."

„Das weiß ich nicht, Papa," sagte Flora mit einer etwas verlegenen Miene, „denn ich verstehe dich nicht recht. Aber wenn ich die kleine Maus gewesen wäre, so würde ich etwas Brod und Käs gegessen, ein Tröpfchen Wasser getrunken und auch die Bisquiten versucht haben."

„Das glaube ich dir, Flora," sagte der Doktor. „Ich bin überzeugt, daß du nicht vierzehn Tage auf meinem Tisch gesessen und dich mit Eßwaaren vor den Augen zu Tode gehungert hättest."

„Nein, Papa, das würde ich nicht gethan haben. Wenn du mir aber verboten hättest, die Speisen zu berühren, so würde ich versucht haben, dir zu gehorchen, weil ich jetzt immer den Versuch mache, das mir Verbotene nicht zu thun. Manchmal freilich möchte ich es recht gerne thun, und thue es wohl auch ein klein wenig. Aber ich bin jetzt doch nicht mehr so böse, als ich war, da ich die grausame That an dem armen Hühnchen beging. Wie erschrack ich nicht, als Liesbeth sagte, wir verdienten in ein weit schlimmeres Gefängniß gesteckt zu werden, als der Hühnerstall für uns gewesen sei. Nicht wahr, Papa, du wirst uns nie ins Gefängniß stecken lassen. Du bist immer gütig gegen uns und wirst nie so zornig, als es Liesbeth war. Du warst eben wieder so gütig, uns die Geschichte von der Maus vorzulesen, nur gefällt sie uns nicht so gut, wie uns die Aepfelpastete gefiel."

„Mir auch nicht," sagte der Doktor. „Aus der Aepfelpastete läßt sich manche gute Lehre nehmen; die Geschichte von der Maus ist mehr eine merkwürdige Begebenheit und ihr Hauptinteresse besteht darin, daß sie sich wirklich ereignet hat. Flora, nimm das Buch und lege es in meinem Zimmer auf den Tisch; doch hüte dich, meine Papiere in Unordnung

zu bringen und komme gleich wieder her. Es ist nun bedeutend kühler geworden, wir können noch einen Spaziergang auf den Berg machen.

X.

Der Beinbruch. Flora als barmherzige Schwester. Die Minierspinne. Der Einsiedlerkrebs. Der Lemming.

Eines Morgens, da die beiden Mädchen mit der Kinderfrau spazieren gingen und Flora wie gewöhnlich voraus lief, begegnete sie dem Wagen des Bierbrauers, der Bier in die Abtei gefahren hatte. Ein schöner kleiner Hund des Brauers lief quer über den Weg, als unglücklicherweise ein Rad über ihn ging und er mit zwei gebrochenen Beinen, wie todt, auf der Landstraße liegen blieb.

„Du einfältige Bestie, du!" schalt der Bierbrauer, „du bist nun zu nichts mehr gut, als todtgeschlagen zu werden."

Bei diesen Worten hob er einen Stein auf, um dem armen Thier den Kopf zu zerschmettern.

„O mach' ihn nicht todt, mach' ihn nicht todt!" schrie die herbeistürzende Flora, und Thränen flossen über ihre Wangen, als sie dem Mann ins Gesicht sah. „Mach' ihn nicht todt, schenke mir den Hund; ich will versuchen, seine Beine zu heilen, will gut und freundlich gegen ihn sein... ja, das will ich, denn Mama hat mich gelehrt, gut und rechtschaffen gegen alle Welt zu sein."

„Gott segne Ihr hübsches Angesicht," sagte der Bier-

brauer ganz weichmüthig. „Sie sollen den Hund haben, und zwar von Herzen gern, denn Peter Binder ist nicht der Mann, einem armen Thier unnöthigerweise das Leben zu nehmen."

„Bei diesen Worten hob er das Thier behutsam auf und legte es in Flora's Schürze, die diese ihm ausgebreitet entgegen hielt.

„Hier, mein hübsches kleines Mädchen, hier ist der Hund; versuchen Sie nun, was Ihr gutes Herz vermag, um ihn wieder aufzubringen. Aber Ihre Güte und Rechtschaffenheit in Ehren, ist es doch zweifelhaft, ob deren Macht so weit gehen wird, zwei gebrochene Beine wieder zu heilen."

Flora setzte sich mit ihrer hülflosen Bürde in das Gras und deckte sie mit ihrer Schürze zu; aber das Keuchen und Winzeln des armen Hundes vermehrte ihre Noth, und als Petronella und Marie herbeikamen, fanden sie sie in Thränen gebadet.

„Rühre mich nicht an, Nelly, rühre mich nicht an," rief sie; „beide Beine sind gebrochen, alle beide."

Die arme Kinderfrau sank vor Schrecken fast in die Erde. — „Um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief sie voll Entsetzen. „Reden Sie, Flora, erzählen Sie."

„Ja, sie sind beide gebrochen," sagte Flora etwas ruhiger. „Sie sind ganz entzwei."

Sie öffnete behutsam ihre Schürze.

Petronella, die stets das größte Mitleid mit Hunden hatte, hätte das arme Thier beinahe ergriffen und hoch in die Luft geschleudert, so ungestüm war ihre Freude, ihr liebes kleines Pflegekind unverletzt zu finden. Was lag ihr daran, ob der Hund zwei Beine gebrochen hatte, wenn nur Flora auf den ihrigen heimgehen konnte.

Sie gingen nun schnell nach Hause und der Doktor begann augenblicklich mit dem größten Eifer, dem armen

Hund die gebrochenen Beine einzurichten. Er verrichtete die Operation mit vielem Geschick, schindelte jedes Bein mit zwei schmalen Stückchen Holz, und obgleich das arme Thier die größten Schmerzen ausstand, so leckte es ihm doch die Hände aus Dankbarkeit während der ganzen Zeit, die er sich mit ihm beschäftigte.

„Dieser Vorfall mag dir zur Lehre dienen, mein kleines Mädchen. Du wirst dich erinnern, wie erbärmlich du schriest, während ich dir den Finger verband, als du dich mit meinem Federmesser geschnitten hattest." — Doch bemerkend, daß die Erinnerung an vergangenes und gegenwärtiges Leid zu viel auf einmal für seine Flora sei, fragte er: „Welchen Namen willst du deinem Hund geben?"

„Spring, Papa. Ich denke, daß Spring ein schöner Name ist."

„Nun, so soll er Spring heißen, obgleich dieser Name in diesem Augenblick eben nicht sehr passend für ihn ist, aber vielleicht wird er es bald wieder werden."

Flora war unabläßig mit der zärtlichsten Sorgfalt um ihren kleinen Liebling beschäftigt. Sie theilte ihr Frühstück und ihr Mittagessen redlich mit ihm, und in einem hübschen Körbchen, welches ihr die Mutter schenkte, bereitete sie ihm ein weiches warmes Lager von einigen Lappen Flanell; Petronella gab ihr ein wollenes Halstuch, um ihn damit zuzudecken. Flora setzte die freudigsten Hoffnungen auf Spring, als es ihm einigemal gelang, seine Decke zu verschieben, um nach ihr zu blicken, und ihre Freude ward vollkommen, als er sich eines Tags erhob und neben ihr herlief. Von diesem Tage an war ihre Zuneigung zu dem kleinen Hunde ganz unbegrenzt und sie waren unzertrennliche Gefährten.

Eines Tags kam der Doktor in das Wohnzimmer, wo seine Frau und seine Kinder um den Tisch herumsaßen und

mit Nähen beschäftigt waren. Er setzte eine große todte Spinne, einen in Weingeist aufbewahrten Krebs und eine ausgebalgte Ratte vor sie nieder. Marie stieß einen schwachen Schrei aus.

„Welch eine häßliche Spinne!" rief sie; „wie hast du mich damit erschreckt, Papa."

„Wer wird denn gleich erschrecken, Marie!" sagte Flora. „Sieh, ich fürchte mich ja nicht einmal vor der Ratte, die mir die Zähne entgegen fletscht. Papa, wirst du uns etwas von diesen Thieren erzählen?

„Ja, mein Kind, das will ich, denn diese Thiere gehören zu den merkwürdigsten, die man kennt. Dieses ist die sogenannte Minier- oder Mauernspinne, ein vortrefflicher Baumeister in ihrer Art, die alle gefiederten und behaarten Baumeister übertrifft, die sich wohl Wohnungen zu erbauen wissen, aber sie nicht mit einer Thüre versehen können. Durch diesen Mißstand sind ihre Häuser der Kälte und zuweilen auch Besuchen ausgesetzt, die sehr unangenehm für den Hauseigenthümer sind. — Nur allein die Minierspinne versieht den unterirdischen Gang, der ihr zur Wohnung dient, mit einer Thüre, die aus Erdschichten und diese verbindenden Fäden besteht; sie ist auswendig uneben und rauh, so daß sie in nichts von der Erdoberfläsche zu unterscheiden ist; inwendig ist sie glatt und mit einem seidenartigen Gewebe überzogen, von dem Fäden zu dem Gewebe des Ganges gehen, so daß die Thüre an einem Seile hängt und durch ihr eigenes Gewicht zufällt; sie greift in eine Art Falze so genau ein, als wenn Alles mit dem Zirkel abgemessen wäre. Versucht ein Feind diese Thüre zu öffnen, so wird die Spinne durch die in ihren Gang laufenden Fäden, welche die Schelle bei ihr ersetzen, augenblicklich davon benachrichtigt, eilt herbei und sucht die Thüre von innen zuzuhalten, indem sie die Hinterfüße in kleine, zu diesem Zwecke in den Wänden an-

gebrachte Löcher einklammert und sich mit den Vorderfüßen in das netzartige Gewebe hängt, womit die Thüre überzogen ist. Als ich eines Tags in der Gegend von Montpellier eine derartige Thüre entdeckt hatte und sie mit einer Nadel aufheben wollte, fand ich einen Widerstand, der mich in Verwunderung setzte; es war die Spinne, welche dieselbe zuhielt. Durch den Spalt sah ich sie auf dem Rücken liegen und sich mit ihren Kiefern und Beinen an die Wände und die Thüre anklammern. Auf diese Weise ging die Thüre bald auf, bald zu, und als sie endlich gesprengt war, lief die Spinne nach dem Kessel ihres Ganges. So oft ich aber wieder etwas an der Thüre machte, kam sie hervorgesprungen, um sie wieder zuzuhalten. Endlich grub ich mit einem Messer den vordern Theil des Ganges aus und nahm es weg, ohne daß die Spinne von der Thüre gewichen wäre. Ihr seht also, daß mein kleiner Baumeister gewiß eins der merkwürdigsten Thiere ist, welches die Insektenwelt aufzuweisen hat."

„Ja, Papa," rief Flora, „und wir sind sehr froh, daß du uns ihre Bekanntschaft verschafft hast. Aber was hast du hier in dem Glase? Ist es ein Laubfrosch, der das Wetter anzeigt?"

„Ei, Flora, du, die Tochter eines Naturforschers, kannst du einen Krebs noch nicht von einem Frosch unterscheiden."

„O ja, Papa, aber die Krebse sind ja roth, und dieses Thier hat eine häßliche, schmutzige Farbe."

„Krebse sind roth," sagte der Doktor, „wenn sie den qualvollen Tod des Gekochtwerdens erlitten haben, aber in ihrem natürlichen Zustande haben sie diese Farbe. Dieses ist ein sogenannter Bernhardus- oder Einsiedlerkrebs. In der Gegend von Dieppe sah ich zum erstenmal ein lebendes Exemplar dieser Gattung. Ich war stehen geblieben, um einigen Kindern zuzusehen, die Vergnügen daran fanden, sich von den Wellen der steigenden Fluth verfolgen zu lassen,

die sich geräuschvoll zwischen den Felsen verloren, womit die Küste bedeckt war, die, da sie flach, um so schneller von dem Meer überströmt ward.

„Die Knaben, wovon der älteste höchstens zehn Jahre alt war, reizten sich mit großem Geschrei, wer den ankommenden Wellen wohl am längsten Stand halten würde. Einer von ihnen zeigte so viel Kühnheit, daß ich für ihn zitterte. Stolz zwischen zwei Felsen stehend, wartete er, um sich hinter den einen dieser Wälle zu flüchten, bis die Wogen, die ihn wie einen Strohhalm weggespült haben würden, kaum noch zehn Schritte von ihm entfernt waren. Plötzlich rief einer seiner Cameraden, der unter den Steinen und in den Felsenspalten herumstöberte: „Ein Einsiedler! ein Einsiedler!" Bei diesen Worten liefen Alle auf ihn zu und ich blieb ebenfalls nicht zurück.

„Der Finder hielt vorsichtig zwischen den Fingerspitzen eine ziemlich große Muschel in Gestalt einer Düte. Aus der Oeffnung dieser Muschel sahen vier Pfoten, zwei furchtbare Scheeren und zwei Kiemen heraus. Der Körper war gänzlich in der Muschel verborgen. „Singe das Lied, um ihn aus seinem Haus zu locken," rief einer der Knaben und der Finder schrie mit schrecklich falscher Stimme:

„Streck' aus deinem Muschelhaus
„Deine langen Scheeren heraus,
„Und dann zeige dich uns ganz,
„Von dem Kopf bis auf den Schwanz."

„Aber trotz des Liedes blieb der Einsiedler in seiner Zelle; er bewegte seine Füße, öffnete und schloß seine Scheeren und schien nicht geneigt zu sein, sein Haus zu verlassen. — „Warte," sagte der kleine Bursche, der den Wogen so kühn Trotz geboten hatte, „warte, ich will ihn gleich heraus haben." Und ein Stückchen Holz aufhebend, hielt er es dem

Krebs hin, der es begierig mit den Scheeren packte. Der Knabe zog an dem Holz und bevor der Einsiedler es losgelassen hatte, ward er aus seinem Haus gezogen und auf die Erde geworfen, während die Muschel in der Hand des Finders blieb. Der arme Einsiedler sah sehr traurig aus; er kroch bestürzt auf dem Strand herum und suchte sich rückwärts in alle Muscheln zu zwängen, womit das Ufer bedeckt war, obgleich sie viel zu klein für ihn waren. Ich wollte die Gelegenheit ergreifen, das Thier mit Bequemlichkeit zu untersuchen und nachdem ich mich für zwei Sous in dessen Besitz gesetzt hatte, hielt ich die Muschel in seinen Bereich; er kroch hinein und ich packte das Haus sammt dem Einwohner in mein Taschentuch und schlug den Weg nach Dieppe ein.

„Der Einsiedler kommt nicht wie die Auster, die Schnecke, die Muschel, mit einem Haus auf die Welt, er muß erst eins suchen, das für seine Größe paßt und dessen natürlicher Besitzer längst gestorben ist. Nachdem ihm dieses gelungen ist, fürchtet er keinen Feind mehr im Wasser, in das er sich mit seiner Wohnung auf dem Rücken, begibt, und aus welcher er nur seine Scheeren herausstreckt, die fähig sind, alle Fische in Respekt zu halten, welche Gelüsten nach seiner Haut tragen."

„Aber, Papa," rief Flora, „warum steckt sich denn der Einsiedler, der doch ein Schaalthier ist, in eine Muschel, die nicht für ihn bestimmt ward?"

„Weil er einen dicken weichen Bauch hat, auf den die Fische so versessen sind, daß die Fischer ihn als Lockspeise gebrauchen; einen Bauch, der nicht fähig ist, der Rauheit der Felsen zu widerstehen, auf die er oft geworfen wird, noch der Reibung des Sandes, über welchen ihn die Wogen oft ohne Umstände wegrollen. Um diesen unglücklichen Bauch zu schützen, bedarf der Einsiedler eines Obdachs.

„Papa," sagte Marie, „dieser Einsiedler ist ein kluges

Thier; er gefällt mir, weil er sich seine Wohnung so hübsch aussucht."

„Bewundert, Kinder," sagte Frau Pirner, „bewundert die zahllose Abwechslung der Mittel, die der Schöpfer anwendet, um die Erhaltung der aus seinen Händen hervorgegangenen Gattungsarten zu sichern. Die Auster schloß er in eine Schachtel, die in Gewerben geht und worin sie den Zähnen der Fische, den Scheeren der Krabben und Hummern Trotz bietet, und dem Einsiedler gab er den Trieb, sich in eine Festung einzuschließen, deren Eingang er mit den Waffen vertheidigt, welche ihm die Natur gegeben hat."

„Und wie ist es mit der Ratte, Papa?" rief Flora.

„Dieses zum Geschlecht der Ratten gehörende Thier," sagte der Doktor, „heißt Lemming, ist in Norwegen und Lappland zu Haus und ist berühmt wegen der Wanderungen, die es in manchen Jahren in unzähliger Menge unternimmt. Das ganze Volk versammelt sich alsdann im Herbst in großen Haufen und jeder einzelne zieht in grader Linie in langen Colonnen, die zwei bis drei Spannen breit und oft mehrere Ellen von einander parallel entfernt sind, von den Gebirgen herab. Dieser Zug geht meistens des Abends und während der Nacht vor sich; am Tag liegen sie stille. Unterwegs fressen sie alles Grüne ab und von der langen Reihe der sich folgenden Thiere, entstehen auf der Erde Pfade und die verödeten Spuren ihres Weges scheinen wie gefurcht.

„Nichts bringt dieses Heer von der graden Linie ab, Bäche, Ströme, Sümpfe werden durchschritten oder durchwatet, nur unübersteigbare Felsen umgehen sie, setzen aber nachher ihren Zug in der nämlichen graden Linie weiter fort. Stellt man sich ihnen in den Weg, so ist der sonst furchtsame Lemming ein ganz anderes Thier, er setzt sich zur Wehre, beißt in den vorgehaltenen Stock und läßt sich daran schwe-

bend in die Höhe heben. Verfolgt man sie schwimmend in einem Boot, so kann man ihre Reihen nicht trennen, so viel man ihrer auch tödten mag, denn die Lücken füllen sich immer wieder. An das Ziel ihrer Pilgerschaft gelangen nur wenige, denn unzählige werden von Raubfischen verschlungen, die nicht mitgerechnet, welche durch andere widrige Zufälle, die ihr Starrsinn mit sich bringt, das Leben einbüßen. Der kleine Rest des Heeres geht im Frühjahr wieder zurück, aber so einzeln, daß sie nicht bemerkt werden."

„Aber, Papa," sagte Flora, „warum bleiben diese Thiere denn nicht zu Hause? warum ziehen sie alle fort in die weite, weite Welt?

„Man weiß bis jetzt noch nicht," erwiederte der Doktor, „ob Vorempfindung eines kalten Winters oder Mangel an Nahrung sie zu dieser Reise zwingt, oder ob nur die Wanderlust, die man bei vielen Ratten und Mäusen bemerkt, die Ursache dieser ungeheuern Wallfahrten ist."

„Papa," rief Marie, „waren denn die Leute nicht erstaunt, wenn sie diese Schaaren ankommen sahen?"

„Allerdings waren sie das, mein Kind, und früher bildeten sie sich sogar ein, daß die Lemmings vom Himmel fielen, welcher Glaube, der noch im sechszehnten Jahrhundert ziemlich allgemein verbreitet war, diese Thierart gewissermaßen berühmt machte."

„Papa," sagte Flora, „du hast uns heute sehr schöne Dinge von den Thieren erzählt; willst du uns nicht noch mehr von ihnen sagen?

„Nein, mein Kind, für heute ist es genug; mich nehmen nun andere Beschäftigungen in Anspruch."

Bei diesen Worten verließ der Doktor das Zimmer und die Kinder nahmen ihre Arbeit wieder zur Hand.

XI.

Flora als Kammerjungfer.

„Mama!“ rief Flora eines Morgens in das Wohnzimmer stürmend, in welchem Frau Pirner mit Lesen beschäftigt war. „Mama, wir haben dich um eine Gunst zu bitten, wenn du nicht grade beschäftigt bist. Sei so gut, mit mir und Marie in den Garten zu gehen; wir wollen dir eine prachtvolle Rose zeigen, die an Mariens Busch aufgegangen ist.“

„Ich fürchte, daß es Regen geben wird,“ sagte Frau Pirner. „Wir werden wohl thun, diesen Gang aufzuschieben, bis wir sehen, wie sich das Wetter gestalten wird.“

„Es wird keinen Regen geben, Mama. Sieh nur den Himmel an, er ist ja ganz blau.“

„Da ich euch nicht gerne eine Freude vereiteln möchte und da der Garten nicht weit ist, so hole mir meinen Shawl und meinen Hut, Flora. Es ist ja wohl heute an dir die Reihe.“

„Ja, Mama, es ist an mir die Reihe, deine kleine Kammerjungfer zu sein und ich bin es sehr gern, Mama. Ich hole dir Alles recht gern herbei.“

„Und ich, mein Kind, ich fühle mich glücklich, wenn ich dich thätig und gefällig sehe. Aber es wäre mir lieb, wenn du immer eben so schnell zurück kämst, als du fort gehst; du läßt mich zuweilen unnöthigerweise lange Zeit warten.“

„Mama, das geschieht nur, wenn ich deine Handschuhe nicht finden kann oder vergessen habe, in welche Schublade ich deinen Shawl gelegt; dann muß ich jede Schublade aufziehen, und das hält mich lange auf; aber heute werde ich

gleich wieder da sein, denn da Marie deine Sachen gestern aufhob und sie immer in dieselbe Schublade thut, so werde ich sie gleich finden."

„Wäre es nicht gut, Flora, wenn du auch meine Sachen stets auf denselben Platz legtest? du würdest dir dadurch Mühe und Zeit ersparen. Ich habe dich schon oft getadelt wegen deiner Sorglosigkeit und deinem Mangel an Ordnungsliebe. Selten ist dein Fingerhut in deiner Tasche, deine Scheere in deinem Arbeitskörbchen zu finden; stets bist du im Suchen nach verlorenen Dingen begriffen, und ich kann dir nicht, wie deiner Schwester, mein Bleistift oder mein Obstmesser anvertrauen. Wenn an dir die Reihe ist, mich zu bedienen, so bist du zwar stets willig, aber dir fehlt die ordnungsmäßige Art es zu thun. Kannst du mir sagen, warum du stets in einer so geschäftigen Hast bist?"

„Ja, Mama," sagte Flora erröthend, „weil ich immer so viele von meinen Sachen verliere."

„Und warum geschieht das?" fragte Frau Pirner.

„Weil," sagte Flora mit leiser Stimme, „weil ich nicht im rechten Augenblick danach suche und weil ich, wenn ich arbeiten soll und meinen Fingerhut nicht finden kann, verwirrt und unruhig werde. Nell zankt mich und sagt, ich brächte die ganze Kinderstube in Aufruhr; ich weiß nicht, was Aufruhr ist, aber Marie behauptet, daß sie aus Nells Gesicht schlösse, daß es ein böses Ding sein müsse; und Nell sagt, daß sie es anders mit uns anfangen, daß sie täglich in unsern Komoden und in den Körbchen nachsehen würde, die du uns gegeben hast, um unser Nachtzeug darin aufzuheben und daß sie uns Ordnungs- und Unordnungszeugnisse ausstellen würde, die wir dir jeden Samstag zeigen müßten. Glaubst du, Mama, daß ich je ein Ordnungszeugniß bekommen werde? Nell

hätte gar nicht nöthig, so viel Aufhebens wegen so kleiner Fehler zu machen."

„Liebe Flora," sagte Frau Pirner sehr ernst, „deine Sorglosigkeit, deine Unordnung und dein Hang Alles aufzuschieben, sind keine kleinen Fehler, und wenn du sie nicht ablegst, so werden sie nicht nur dein eigenes Lebensglück, sondern auch die Zufriedenheit deiner Umgebung untergraben. Du batest mich neulich, Musik mit dir anzufangen, auch scheinst du Neigung zum Zeichnen zu haben. Wohlan, sobald ich sehen werde, daß du dich ernstlich bestrebst, dich zu bessern, werde ich den Unterricht mit dir anfangen, und wenn du einige Fortschritte gemacht haben wirst, sollst du auch einen Zeichenlehrer bekommen. So oft aber dein Zimmer nicht aufgeräumt ist oder deine Kleider nicht ausgebessert sind, werde ich dir nicht erlauben zu musiciren oder zu zeichnen, denn das Nützliche muß vor dem Angenehmen gehen."

„Mama, es thut mir weh, daß ich nicht jetzt schon Musik lernen darf, da ich sie so sehr liebe. Ich werde gewiß einst so gut spielen, wie du. Wird Marie jetzt schon anfangen, Mama?"

„Wenn Marie es wünscht, so werde ich den Unterricht mit ihr beginnen."

Thränen entstürzten den Augen der kleinen Flora. Marie schlich sich hinter sie und flüsterte ihr in das Ohr:

„Weine nicht, Flora; ich werde Mama bitten, mich warten zu lassen, bis du mitlernst. Mama," setzte sie laut hinzu, „darf ich auf Flora warten? ich will nicht eher Musik anfangen, als bis sie es auch thut."

„Es mag drum sein, mein Kind. Deine freundliche Güte wird hoffentlich ein Grund mehr für Flora sein, sich ihre Fehler bald abzugewöhnen." Sie zog Flora an sich und ihr die Augen trocknend, fuhr sie fort: „Und nun, meine

kleine Kammerjungfer, nun hole mir meinen Hut, meinen Shawl und meine beiden Handschuhe."

Flora war wieder heiter geworden; ihre Schwester flüsterte ihr etwas mit leiser Stimme zu; Flora nickte, heftete ihre strahlenden Blicke auf ihre Mutter und sagte:

„Mama, wir haben heute Morgen einen kleinen Plan gemacht, an den mich Marie eben erinnerte."

„Du bist ja wahrhaft versessen auf das Planmachen, Flora!" sagte die Mutter. „Ich will hoffen, daß ich dem jetzigen meinen Beifall schenken kann."

„Gewiß kannst du das, Mama. Wir haben uns vorgenommen, uns einander zu bedienen. Marie ging fort, um mir meinen Hut zu holen, und morgen, wenn sie dich zu bedienen hat, werde ich ihre Kammerjungfer sein. Thun wir wohl daran, Mama?"

„Ja, mein Kind, ihr thut wohl, ich kann euern Vorsatz nur billigen; aber nun gehe und hole mir meine Sachen."

„Ja, Mama, ich werde mich bemühen nichts zu vergessen und werde deine Ueberschuhe an die Hausthüre stellen, damit du gleich hineinschlüpfen kannst."

Flora flog so leicht dahin, als ob sie ein Luftgeist wäre und ihr Gesicht glänzte wie ein Sonnenstrahl.

Von Marie begleitet kam Flora nach einiger Zeit zurück; aber ihre glänzenden Blicke waren umwölkt und ihre Wangen zeigten Spuren von Thränen.

„Hier habe ich deine Sachen, Mama," sagte sie mit trauriger Stimme; „aber sie dienen nun zu nichts, da Nelly meinen Hut nicht hergeben will; sie sagt, es regene. Nell ist ein rechter eigensinniger Murrkopf."

„Flora," sagte Frau Pirner, „sendet denn Nelly den Regen oder kann sie ihn verhindern?"

„Nein," sagte das Kind mit so leiser Stimme, daß sie kaum vernehmlich war.

„Und was hörte ich dich gestern wegen deiner Erdbeerenpflanzen sagen?"

„Ich sagte, daß ich einen tüchtigen Regen wünschte, weil meine Pflanzen sonst verderben würden. Thomas hatte gesagt, nur ein tüchtiger Regen könnte sie retten."

„Und was empfindest du nun, mein Kind?"

Flora schwieg einen Augenblick, dann sagte sie:

„Ich weiß, was du sagen willst, Mama. Du meinst, ich sollte Dank empfinden, statt traurig zu sein. Ich will versuchen dankbar zu sein. Sei so gut und trockne mir die Augen ab. Da wir nicht in den Garten gehen können, so wollen wir an den Kinderhäubchen arbeiten und uns trösten. Aber sieh nur den Himmel an, Mama; dort an dem kleinen Fleckchen ist er ganz blau."

Sie flog an das Fenster und starrte sehr ernsthaft in die Wolken.

„Mama," rief sie, „ich glaube, es hört auf zu regnen. Was glaubst du, Mama?"

„Ich glaube, daß es noch tüchtig regnen wird zum Nutzen unserer Kornfelder und deines Erdbeerenbeets. Macht nun eure Häubchen fertig, ich will den Rock vollends zusammen nähen, und sobald wir ausgehen, wollen wir Alles in Marthas Hütte tragen. Du siehst, Flora, daß der Regen nicht nur dem Korn und den Erdbeeren, sondern auch den Dorfkindern nützlich werden wird."

„Mama, du hast eine so hübsche Art, mich zu trösten; Nelly sagt, du verstündest es am besten, mich zu behandeln. Glaubst du nicht, daß es mir gelingen wird, über meine zwei Fehler wegzukommen und Musik anzufangen?"

„Ueber deine z w e i Fehler, Flora?

„Ich will nicht sagen, daß ich nur zwei Fehlen hätte," rief Flora hocherröthend, „ich sprach nur von den beiden Fehlern, die ich ablegen muß, bevor ich Musik lernen darf. Ich hoffe, ganz geschwind über sie wegzukommen. Hat dich deine Mama auch gelehrt, nichts aufzuschieben und Ordnung zu lieben? Hat sie es auch versucht, dir deine kleinen Fehler abzugewöhnen?"

„Mein Kind," sagte Frau Pirner, „meine Mutter hielt dergleichen nicht für kleine Fehler; sie gab sich unendliche Mühe, mich zu belehren, wie wichtig es sei, Alles im rechten Augenblick zu thun, thätig und ordnungsliebend zu sein und Andern allen in unsern Kräften stehenden Beistand zu leisten. Zudem hatte ich an einer Gespielin meines Alters den schlagenden Beweis, welches Elend aus den Fehlern entstehen kann, die ich so ängstlich besorgt bin, euch abzugewöhnen."

„Willst du uns das nicht erzählen?" rief Flora.

„Ein andermal, mein Kind, für heute ist die Geschichte zu lang."

XII.

Die Jungfernkraniche. Christabend. Der verbrannte Fuß. Der erste Anblick des Todes.

Mehrere Monate waren vergangen, doch waren sie nicht in Müßiggang verbracht worden, denn obgleich reich, so hatte Frau Pirner doch den vernünftigen Grundsatz, ihre Kinder so zu erziehen, als ob sie dereinst von ihren Kenntnissen und

Talenten leben müßten. Die kleinen Mädchen konnten nun eben so gut lesen, als Luzie Flatten und vielleicht noch besser. Ihre Mutter setzte den Religionsunterricht mit ihnen fort und übte sie in Handarbeiten, auch fing sie Geographie und die französische Sprache mit ihnen an. Aus der benachbarten Stadt kam wöchentlich zweimal ein Tanzmeister, der ihnen Tanzstunden gab. Ihr Vater lehrte sie schreiben und rechnen, fing an sie in die Geschichte einzuweihen und in die Naturgeschichte, die sie besonders liebten, da er selbst sehr reichhaltige Sammlungen ausgestopfter Thiere und sehr schöne Abbildungen hatte, die er ihnen erklärte. Eines Morgens stellte er einen ausgebalgten Vogel auf den Tisch und sagte: „Könnt ihr mir wohl sagen, wie dieser Vogel heißt?"

„Nicht genau; aber ich glaube, daß es ein Kranich ist," sagte Marie.

„Richtig gerathen, mein kleines Mädchen. Und zwar ist es ein Jungfernkranich aus Numidien."

„Ein Jungfernkranich! welch ein sonderbarer Name, Papa!" rief Flora. „Warum heißt man ihn denn so?"

„Weil er tanzen und Komplimente machen kann wie ihr."

„Ein Vogel, der tanzen kann! Geh', Papa, du willst uns etwas aufbinden."

„Nein, Flora, ich spreche im Ernst. Dieser Vogel tanzt eben so schön wie du und ist geschickter, weil er nicht wie du einen theuer bezahlten Tanzmeister gehabt hat."

„Ach, Papa, das ist zu spaßig; erzähle uns doch mehr davon."

„Wohlan," hob der Doktor an, „wie ihr sehen könnt, ist dieser Kranich der schönste seiner Gattungsart; er ist groß und schlank und ein weißer Federbusch, den er mit Anmuth zu bewegen versteht, bildet seinen Kopfputz. Das ganze Wesen dieses Vogels zeigt, daß er weder eine gute Familien-

mutter noch eine Hausfrau ist, sondern eine gefallsüchtige Kokette, die die Freuden des Balls der Hausarbeit vorzieht. Die Jungfernkraniche sind besonders in den russischen Steppen zu Haus, wo sie in Truppen von mehreren Hunderten in der ersten Hälfte des März erscheinen. Sie zerstreuen sich nicht wie andere Zugvögel, wenn sie das Ziel ihrer Reise erreicht haben, sondern sie bleiben beisammen bis zur Legezeit und vergnügen sich einige Wochen lang. Aber selbst nachdem sie sich gepaart und getrennt haben, um ihren eigenen Hausstand anzufangen, kommen sie noch häufig zusammen, um sich ihren Lieblingsvergnügungen, dem Tanz und dem Wettlauf, zu ergeben. An schönen Sommerabenden stellen sie sich einander gegenüber in langen Reihen auf, indem sie hüpfend und springend auf einander zugehen, sich auf tausenderlei Arten verschlingen, die Flügel ausbreiten, den Hals anmuthig wiegen, mit ihrem Federbusch spielen, wie eine Dame mit ihrem Fächer, kurz, man kann nichts komischeres sehen, als die Mienen, womit die Jungfernkraniche ihre Tänze begleiten. — Während ein Theil der Gesellschaft tanzt und grimacirt, hält ein anderer einen regelmäßigen Wettlauf ab. Die Läufer schießen wie Pfeile nach einem bestimmten Ziel. Ist dieses Ziel erreicht, so kehren sie gemessenen Schrittes zu den Zuschauern zurück, die sie erwarten und mit Geschrei und Geberden begrüßen. Mit einbrechender Nacht hören die Spiele auf; die ganze Gesellschaft beschreibt im Fluge einige große Kreise in der Luft, dann kehrt jedes Paar in seine Wohnung zurück.

„Das möchte ich einmal mit meinen Augen sehen," rief Flora.

„Ich auch," setzte Marie hinzu.

„Papa," sagte Flora, „könntest du nicht solche Vögel kaufen und sie im Hofe tanzen lassen?"

„Nein, mein Kind," erwiederte der Doktor lachend; „derlei Vögel sind bei uns zu Lande selbst in Menagerien eine Seltenheit; man hat sie nur ausgebalgt in Deutschland, und ausgestopfte Vögel tanzen nicht, wie du an diesem Exemplar hier sehen kannst."

Es war nun Winter und der so lange herbeigewünschte, der so sehnlich erwartete Christtag kam heran. Am Morgen dieses Tags wurde das Ehepaar durch Töne der angenehmsten Art aus dem Schlafe geweckt; die hellen Stimmen der Kinder sangen eine Weihnachtshymne vor der Thüre ihres Schlafzimmers.

Der Gesang hörte auf und im nächsten Augenblick wurden die Kinder mit überwallender Zärtlichkeit an das Herz ihres Vaters gedrückt. „Gott segne und behüte euch, meine theuern Kinder!" sagte er. „Wer hat euch dieses schöne Lied gelehrt?"

„Nelly!" gaben sie ihm zur Antwort; „sie sagte, daß du es gerne hören würdest."

„Da hat sie Recht gehabt. Keine andere Musik würde so lieblich in meine Ohren geklungen haben."

Auch die Mutter drückte die Kinder an ihr Herz und segnete sie. Aber die Hauptfreude für die Kinder brachte erst der Abend, als die klingende Schelle sie in den Saal rief, worin der geschmückte Christbaum mit seinen tausend Lichtern prangte. Die Geschenke für alle Hausgenossen lagen auf dem mit einem blüthenweißen Tuch gedeckten Tisch ausgebreitet; die Augen der Kinder schweiften von einer Gabe zu der andern; da sagte die Mutter:

„Nun, ihr Kinder, schaut euch um und seht, ob ihr die euch bestimmten Geschenke zu entdecken vermögt."

Schnell wie der Blitz fielen die Augen der beiden Mäd-

chen auf zwei hübsche kleine Tischchen, wovon ein jedes mit einer weißen Serviette zugedeckt war.

„Ihr habt richtig gerathen," sagte Frau Pirner; „diese Tischchen mit Allem was darauf liegt, sind für euch bestimmt."

Die Kinder stürzten auf die Tischchen zu.

„Halte ein, Marie!" rief Flora. „Laß uns unser Vergnügen durch Rathen verlängern. Was mag wohl unter der Serviette liegen? Es können weder Puppen noch Puppenbetten sein, denn die haben wir schon. Vielleicht sind es Bücher!... nein, Papa hat uns schon viele Bücher gegeben. Ich will einmal fühlen ... Marie, es sind zweierlei Dinge; das eine fühlt sich hart und das andere weich an. Was mag das harte Ding wohl sein? Wie herrlich, wenn es ein Arbeitskästchen wäre, das wir uns schon lange gewünscht haben! Aber jetzt habe ich nicht die allergeringste Geduld mehr; jetzt muß ich die Decke wegziehen und sehen, was darunter ist."

Beide Servietten wurden schnell weggezogen und Flora sah ihre glänzendsten Träume erfüllt. Vor den Kindern standen zwei wunderschöne Arbeitskästchen, mit Nadelbüchsen, Scheeren, Stiften, Fingerhüten, Zwirn und Seidenröllchen, Baumwollknäule, Nestelstecher, kurz Alles, was dazu gehört, und neben jedem Kästchen stand ein Körbchen, das mit groben Kleiderstoffen gefüllt war, wie sie die Dorfkinder zu tragen pflegen.

„Ihr findet hier Alles, was kleine arbeitsame Mädchen bedürfen," sagte die Mutter, „und da ihr bereits hübsch zu nähen versteht, so sollt ihr von nun an täglich eine Stunde verwenden, um für die Armen zu arbeiten. Diese kurze Stunde wird im Lauf der Jahre zu vielen Stunden werden, auf welche ihr einst mit Vergnügen zurückblicken werdet."

Die Kinder fanden in dem Körbchen auch Zuschnittmuster

zu Allem, was Säuglinge bedurften, und bald lernten sie diese Kleidungsstücke nach den verschiedenen Mustern schneiden. Da ihnen der Doktor Abends gewöhnlich vorlas, während ihnen die Mutter bei ihrer Arbeit behülflich war, so wurden diese Stunden die angenehmsten des ganzes Tages für sie und die armen Kinder im Dorfe befanden sich wohl dabei.

Wenn die Winterabende zum Wohl der Säuglinge verwendet wurden, so erwiesen sich die Morgen nicht weniger wohlthätig für andere kleine Geschöpfe. Der Schnee auf der vor den Fenstern des Kinderzimmers befindlichen Steinbrüstung ward regelmäßig jeden Morgen weggekehrt, und manches Rothkehlchen nahm Theil an dem Frühstück der Kinder. Marie schlich sich oft an das Fenster, um die Ankunft der Vögelchen zu beobachten und ihr sanftes Gesicht sah dann so lieblich aus, daß es den geflügelten Thierchen unmöglich war, sich vor ihr zu fürchten. Wenn aber Flora mit wildem Ungestüm durch das Zimmer daher gerannt kam, zerstreuten sie sich voll Entsetzen in die Luft und Flora rief dann unwillig:

„Wie mögt ihr so undankbar sein, ihr einfältigen Dinge! Wißt ihr nicht, daß ich euch die Krummen von meinem Milchbrod gebe? wißt ihr nicht, daß ich Flora bin?"

Die Zeit verging; es war kein Schnee mehr wegzukehren und die Rothkehlchen kamen nicht mehr, um sich füttern zu lassen; aber es gab nun andere Freuden. Schneeglöckchen und Primeln begannen in den Gärtchen der Kinder zu blühen und die beiden Schwestern waren täglich bemüht zu säen und zu pflanzen und Alles für den Sommer vorzubereiten. Eines Morgens, als der alte Gärtner ihre Arbeiten leitete, wurde die Gartenthüre geräuschvoll aufgerissen, ein Knabe kam hastig herbei und rief:

„Großvater, komm schnell nach Hause; die Mutter hat

dem kleinen Philipp den Fuß mit kochendem Wasser verbrannt."

„Gott!" rief Marie, „wie hat nur gestern Mama gesagt, daß man es machen müßte, um Brandwunden mit Baumwolle zu heilen!"

Flora wußte es nicht. Sie hatte während der Zeit, als ihre Mutter über die Heilung der Brandschäden sprach, gezählt, wie vielemal sie auf einem Fuß um das Zimmer herum hüpfen konnte, und nun wußte sie kein Heilmittel für das arme Kind anzugeben.

„Jetzt weiß ich es wieder," rief Marie, „aber es muß augenblicklich angewendet werden. Mache die Thüre nicht zu, Thomas, laß mich hinaus."

Sie stürzte fort und hatte in einigen Minuten das Wohnzimmer erreicht, wo sie athemlos rief:

„Mama, gib mir schnell Baumwolle für Philipps Fuß; seine Mutter hat ihn mit kochendem Wasser verbrannt; er schreit vor Schmerz. Komm schnell und hilf ihm."

„Ich würde es sehr gerne thun, mein Kind," sagte Frau Pirner, „aber leider wurden gestern die letzten Watten verwendet, um den Schlafrock deines Vaters zu füttern. Was ist anzufangen, da man im Dorfe keine haben kann?"

„Warte einen Augenblick," rief Marie und lief in das Kinderzimmer. Dort nahm sie die Scheere aus ihrem Arbeitskästchen, trennte die Matratze aus ihrem Puppenbettchen auf und kehrte in größter Eile mit der daraus hervorgezogenen Watte in der Hand zu ihrer Mutter zurück. Von ihren beiden Töchtern begleitet, begab sich Frau Pirner in die Wohnung des Gärtners. Die Mutter saß auf einem Schemel und hielt das Kind auf ihrem Schooß, das sich von der Gewalt der Schmerzen überwältigt, in den heftigsten Krämpfen wand.

„Ach, Frau Doktorin," rief sie, „sehen Sie meinen armen Philipp an. Ich konnte ihm den Strumpf nicht von dem Fuß ziehen, ohne daß die Haut daran hängen blieb; es ist ein Anblick zum erbarmen. Das Herz wird Ihnen bluten, wenn Sie den Fuß sehen."

Der Fuß des armen Knaben war wirklich bös zugerichtet; Frau Pirner umwickelte ihn so sanft als möglich mit Watte, dann gab sie dem Kind einige Tropfen Opium ein und versicherte die betrübte Mutter, daß der Schmerz bald gänzlich aufhören würde. Kaum waren einige Minuten vergangen, als der Knabe der Doktorin lächelnd in das Gesicht blickte und sagte: „Die Baumwolle um Lips Fuß ist weich." Dann fielen ihm die Augen zu und er schlief auf dem Schooße seiner Mutter ein.

„Die Baumwolle darf nicht abgemacht werden, bis der Fuß geheilt ist," sagte Frau Pirner, als sie sich erhob, um die Hütte zu verlassen. „Wäre die Watte gleich angewendet worden, so würden keine Blasen entstanden sein. Ihr müßt euch dieses Mittel merken, wenn wieder ein ähnliches Unglück stattfinden sollte."

„Mama," sagte Flora auf dem Heimweg, „wenn du wieder etwas Nützliches erzählst, will ich gewiß nicht mehr auf einem Bein im Zimmer herum hüpfen, sondern will versuchen dir zuzuhören, wie es Marie that. Aber willst du mir nicht sagen, wie Baumwolle Brandschäden heilen kann?"

„Wie oder wodurch sie wirkt, vermag ich dir nicht zu sagen, doch kann ich dir erzählen, auf welche Art ihre Wirksamkeit entdeckt wurde. In Westindien hatte sich ein Negersklave in einer Zuckersiederei auf die fürchterlichste Weise verbrannt, und indem seine Leidensgefährten herbeistürzten, um ihm Beistand zu leisten, wurde der Leidende nach einem Haufen Baumwolle hingedrängt, der glücklicherweise in der

Nähe lag. Als der Wundarzt herbei kam, um ihn zu verbinden, war er nicht wenig erstaunt, als er fand, daß die Haut an allen Stellen, die von der Baumwolle berührt worden waren, sich nicht in die Höhe gezogen hatte, während alle andern Theile seines Körpers mit Blasen bedeckt waren."

„Mama, ich werde mir das eben Gehörte hinters Ohr zu schreiben suchen," sagte Flora, „und wenn ich mich verbrennen sollte, werde ich mich gleich in einen Haufen Baumwolle legen."

„Ich wünsche, daß du nie in den Fall kommen mögest, es zu thun; auch hoffe ich, daß du dich künftigen Winter nicht mehr so häufig am Feuer herumtreiben wirst. Wäre Philipp nicht um den Heerd herumgelaufen, als seine Mutter den Kessel mit siedendem Wasser vom Feuer hob, so würde er nicht verbrannt worden sein."

Eine Zeit lang begleiteten die Kinder ihre Mutter täglich in die Gärtnerswohnung. Der Fuß des Knaben besserte sich schnell, aber die Mutter hielt ihn im Bett, um das dreijährige Bürschchen von dem zu frühen Gebrauch desselben abzuhalten. Außer ihm, hatte sie noch ein neun Monate altes Mädchen, dessen Pflege ihre ganze Zeit in Anspruch nahm.

Dieser Säugling war ein schönes Kind mit rothen Bäckchen, an dem Marie und Flora große Freude hatten. Sie hatten aber bei dem Besuch in der Hütte auch noch ein anderes Interesse, denn sie fanden die neunjährige Jeannette, die älteste Enkelin des Gärtners, häufig mit Spitzenklöppeln beschäftigt, und sie warf die Klöppel so geschwind durcheinander, daß es eine Lust war, ihr zuzusehen; sobald sie jedoch sah, daß die Kinder ihrer Herrschaft ihrer Arbeit Aufmerksamkeit schenkten, arbeitete sie ganz langsam, um ihnen zu zeigen, wie man sich dazu anstellen mußte, und erbot sich, sie im Spitzenklöppeln zu unterrichten. Sie nahmen es an

und eines Morgens, da sie mit dieser Arbeit beschäftigt waren, hörten sie Jeannettens Mutter plötzlich laut aufschreien; als sie aufblickten, sahen sie das kleine Kind von Gichtern befallen, in ihren Armen liegen. Frau Pirner, die ihre Kinder stets zu begleiten pflegte, eilte sogleich in einen Winkel der Stube, wo ein Zuber mit Wasser stand, und nachdem sie etwas warmes Wasser dazu gegossen hatte, tauchte sie das Kind, ohne es erst auszukleiden, bis an den Hals in das Wasser. Nach einigen Augenblicken nahmen seine verzogenen Gesichtszüge ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an; er erkannte seine Mutter, lächelte ihr zu und streckte seine Aermchen nach ihr aus.

Frau Pirner entfernte sich nicht eher, als bis das Kind ausgekleidet, in eine wollene Decke eingewickelt und in ein warmes Bett gelegt worden war. Es schien gänzlich hergestellt zu sein, dennoch war sie ängstlich um es besorgt und gab der Mutter mancherlei Verhaltungsregeln für den Fall, daß sich der Anfall wiederholen sollte.

Am folgenden Tag waren die Kinder sehr ungeduldig nach ihrem kleinen Liebling zu sehen. Frau Pirner war noch eben so besorgt und leider bestätigte der erste Blick ihre schlimmsten Befürchtungen.

Das Kind lag wie eine geknickte Blume in dem Schooß seiner Mutter und der Tod blickte ihm aus den gebrochenen Augen. Die Gichter hatten sich am Morgen wiederholt und jetzt schien es völlig empfindungslos zu sein. Seine Mutter starrte es mit tiefer Trauer an.

„Mein liebes Kind will hienieden schlafen gehen," sagte sie mit gedrückter Stimme, „um im Himmel zu erwachen."

Das Kind machte eine schwache Bewegung, ein lichter Strahl schien sein Gesicht zu erhellen; er streckte die Aerm-

chen nach seiner Mutter aus, dann lag es still und regungslos — es hatte aufgehört zu leben.

Kein Wort ward gesprochen. Marie und Flora standen in stiller Rührung da, dann verbargen sie ihre Gesichter an dem Busen ihrer Mutter und weinten laut.

„Sie weinen um mein Kleines," sagte Frau Beate, „während ich keine Thränen für es habe."

Frau Pirner erhob sich und nachdem sie ihr die Leiche des Kindes abgenommen und auf das Bett gelegt hatte, winkte sie dem kleinen Philipp näher zu kommen. Der Knabe schmiegte sich zärtlich an seine Mutter an; ihr lange zurückgedrängtes Gefühl fand nun einen Ausweg; sie küßte den Kleinen zärtlich und ihre Thränen überflutheten sein Gesicht.

„Das sind heilsame Thränen," sagte Frau Pirner, „und jeden Tag werden sie sanfter werden."

Während sie sprach blickte sie zufällig durch das Fenster und sah den alten Thomas mit seinem Schwiegersohn auf das Haus zukommen, und da sie es für geeignet hielt, die Familie in diesem Augenblick unter sich zu lassen, so nahm sie ihre Töchter bei der Hand und verließ die Hütte.

„Marie," sagte Frau Pirner am folgenden Morgen, nachdem sie gefrühstückt hatten, „Marie, an was denkst du? du siehst aus, als ob du mich etwas fragen wolltest."

„Mama, ich wollte dich fragen, ob das liebe Kind schon im Grabloch liegt?"

„Nein, mein Herz."

„Liegt es noch auf dem Bett, worauf du es gelegt hast?"

„Wahrscheinlich."

„Würde es uns erschrecken, es noch einmal zu sehen?"

„Warum sollte es dich erschrecken, Marie?"

„Ich weiß es nicht, Mama. Brigitte sagte, sein Anblick würde uns mit Entsetzen erfüllen. Flora fürchtet sich nun hinzugehen."

„Es ist mir sehr unangenehm, daß sich Brigitte so dumm geäußert hat," sagte Frau Pirner. „Glaubst du, daß sie sich entsetzen würde, wenn sie dich oder Flora im Schlafe liegen sähe?"

„Nein, Mama, sie wachte ja schon oft bei uns, während wir schliefen."

„Nun, der Körper des gestorbenen Kindes liegt da, als ob es schliefe, während seine Seele bereits das Glück genießt, um dessen Erlangung wir täglich beten. Ist dabei etwas Furchtbares?"

„Gewiß nicht, Mama!" riefen die beiden Kinder. „Wir wollen es nun recht gern noch einmal sehen, wenn du mit uns gehen willst."

„Das will ich, da es ohnedies meine Absicht war, der armen Mutter einige Trostesworte zu sagen. Es würde sie vielleicht freuen, wenn ihr den Sarg des Kindes mit Blumen aus euern kleinen Gärtchen schmücken würdet. Setzt eure Hüte auf und sagt Brigitten, sie solle sich bereit machen, uns zu begleiten, doch soll sie nicht gezwungen sein, uns zu begleiten, wenn sie es nicht selber wünscht."

Nachdem die Kinder ihre Gärtchen der schönsten Blumen beraubt hatten, schlugen sie mit ihrer Mutter und Brigitten den Weg nach dem Sterbehaus ein.

Es war ein lieblicher Sommermorgen; die Thautropfen glitzerten noch auf den Blumen und den Grasspitzen und wie ein Vorhang senkte sich ein silberner Nebelstreifen von dem Gebirge nieder und bot jeden Augenblick dem Auge eine neue Schönheit dar. Frau Pirner machte Brigitte, ein Waisenmädchen aus dem Dorfe, das sie zu sich genommen hatte, um für sein Fortkommen zu sorgen, auf den schönen Anblick aufmerksam.

„Die Welt ist schön," sagte sie; „aber es ist auch ein

lieblicher Anblick, Brigitte, den Körper in seiner letzten Ruhe daliegen zu sehen, wenn man voll Glaube und Hoffnung aufwärts blickt."

In dieser Weise fuhr Frau Pirner fort mit dem Landmädchen zu sprechen und prägte ihm ein, ihren Kindern künftig keine Schreckensbilder mehr vorzuspiegeln. Sie hatten nun das Häuschen erreicht, dessen eines Fenster offen stand, und nachdem Frau Pirner einen blühenden Jelängerjelieberstock bei Seite geschoben hatte, der ihr den Einblick verwehrte, betrachtete sie einen Augenblick das sich ihr in der Stube darbietende Schauspiel. Das Bettchen des Kindes stand dem Fenster gegenüber; zu den Füßen der Leiche lag der kleine Philipp in einem gesunden Schlaf; eine Fülle krauser Löckchen beschatteten sein Gesicht und seine rosigen Wangen bildeten einen grellen Gegensatz zu der Alabasterfarbe seines Schwesterchens; aber das Kind war noch schön im Tode; seine weißen Händchen waren zusammengefaltet und das um seinen Mund spielende Lächeln war ihm auch im Tode geblieben. Die Mutter und ihr ältestes Mädchen knieten an dem Bett und aus dem Antlitz der Ersteren leuchtete ein trostloser Schmerz hervor, der peinlich zu sehen war. Ihre Kinder bei der Hand ergreifend, überschritt Frau Pirner die Schwelle.

„Laßt euch in einem solchen Augenblick nicht von uns stören," sagte die Doktorin freundlich und schritt auf das Bett zu.

„O daß ich beten könnte, wie ich sollte! daß ich ergebener in den Willen Gottes wäre!" sagte die arme trauernde Mutter. „O Frau Doktorin, beten Sie für mich."

Frau Pirner winkte den Kindern und Brigitten an ihrer Seite niederzuknien und die Augen zum Himmel erhebend, sprach sie mit lauter Stimme ein inniges Gebet aus und als sie damit zu Ende war, antwortete die dadurch wunderbar getröstete Mutter ein lautes Amen, erhob sich von den Knien,

beugte sich über ihr Kind und drückte einen zärtlichen Kuß auf dessen bleiche Stirne, und sich an die beiden Kinder wendend, die die mitgebrachten Blumen auf das Bett streuten, sagte sie: „Gott segne Sie tausendfältig für die Liebe, die Sie meinem todten Kinde erzeigen."

Nachdem Frau Pirner noch eine Weile mit der Mutter geredet, erhob sie sich, um fortzugehen. Marie blieb im Vorübergehen noch einen Augenblick an dem Bett stehen, blickte die kleine Leiche ernsthaft an und küßte ihr die bleiche Wange. „Gott sei mit dir, du kleiner Engel, bis wir uns im Himmel wieder finden," flüsterte sie mit leiser Stimme; dann folgte sie ihrer Mutter nach.

XIII.

Das Stinkthier. Der Raub der Zigeunerin.

Eines Tages, da der Doktor in sein Studierzimmer kam, saß Flora gravitätisch an seinem Schreibtisch und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit einen Haufen Kupferstiche, die zu einem naturgeschichtlichen Werke gehörten, welches er geschrieben hatte und das nächstens die Presse verlassen sollte.

„Papa," rief sie, „willst du mir wohl sagen, warum der böse Mann hier auf diesem Bilde das schöne Eichhörnchen so fest am Halse packt und fortzuschleudern scheint?"

„Dieses Thier," sagte der Doktor, „ist kein schönes Eichhörnchen, sondern ein Stinkthier."

„Stinkt es arg, Papa?"

„Davon kannst du dir keinen Begriff machen, mein kleines

Mädchen. Es gleicht, wie du richtig bemerkt hast, einigermaßen dem Eichhörnchen; sein schwarzes seidenartiges Fell ist mit weißen Streifen durchschossen, sein Aug' ist lebhaft, sein Charakter gesellig und harmlos; es ist leicht zu zähmen und könnte die Hauskatze ersetzen, ohne einen Mißstand, den ich gleich näher erwähnen werde.

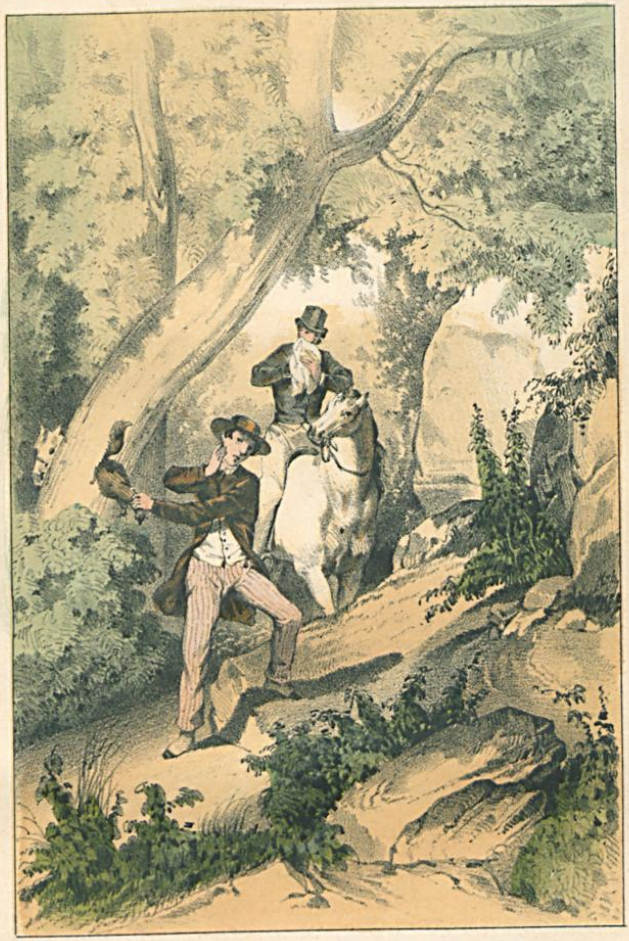
„Das Stinkthier, obgleich die Jagdhunde es mit Wuth verfolgen, obgleich der Mensch auf sein schönes Fell versessen ist, obgleich es nur einen für eingeschlafene Vögel zu fürchtenden Rachen hat, lebt mitten in den amerikanischen Wäldern in der größten Sicherheit, weil es nach Gefallen die Luft um sich auf eine Weise verpesten kann, die Menschen und Thiere in die Flucht treibt. Es braucht zu diesem Zwecke nur einige Tropfen von der Flüssigkeit zu verspritzen, die an seinem Körper in zwei kleinen Bläschen enthalten ist."

„Papa, hast du jemals solch ein lebendiges Thier gesehen?"

„Ja, mein Kind. Als ich mit einem Freund Nordamerika bereiste, sah dieser einst ein Stinkthier, hielt es für ein Eichhörnchen und bemächtigte sich seiner ohne die geringste Schwierigkeit."

„Das ist ja das Bild, Papa. So bist du wohl der Mann auf dem Pferd?"

„Wenigstens soll er meine Person vorstellen. — Ich benachrichtigte meinen unvorsichtigen Freund von seinem Irrthum, aber es war bereits zu spät; das Stinkthier hatte sich gerächt, indem es seine abscheuliche Flüssigkeit auf die Hände und die Kleider seines Verfolgers gespritzt, der, halb erstickt, das stinkende Geschöpf weit von sich wegschleuderte. Trotz allen Bädern und Räucherungen, die er gebrauchte, verbreitete er lange Zeit einen Geruch, der nichts weniger als angenehm war. Das sonderbarste war aber, daß unsere Pferde sich weigerten, die Stelle zu überschreiten, wo das Ereigniß statt-



6



gefunden hatte, so daß wir genöthigt waren, einen Umweg zu machen. Die Kleider, die mein Freund getragen hatte, mußten verbrannt werden, da der schreckliche Geruch nicht mehr aus ihnen zu entfernen war. Ein anderer mir bekannter Fall ist dieser. Eine Farmersfrau war beschäftigt in ihrer Vorrathskammer zu räumen, als sie ein Stinkthier bemerkte, das sich dort eingeschlichen hatte. Sie nahm einen Stock und versetzte ihm einen Schlag damit, aber augenblicklich wurde die Vorrathskammer von solch einem Gestank erfüllt, daß, von Schwindel ergriffen, die Frau kaum noch Kraft genug hatte, um die Vorrathskammer zu verlassen, worauf sie ohnmächtig wurde und mehrere Tage lang ernstlich unwohl blieb. Aber das schlimmste war, daß alle an jenem Orte aufbewahrten Vorräthe von dem Gestank durchdrungen und so unbrauchbar wurden, daß sie nicht einmal zur Nahrung des Viehes verwendet werden konnten. Selbst die Gegenstände, die sich in Fässern, Flaschen, zugedeckten Schüsseln und Säcken befanden, wurden nicht von der Ansteckung verschont, man mußte Alles in die Erde vergraben und noch nach Jahren war an warmen Tagen der Geruch des Stinkthiers in der Vorrathskammer zu bemerken.

„So, mein kleines Mädchen," fuhr der Doktor fort, „so, nun habe ich dir erzählt, was du wissen wolltest, aber jetzt laß mich allein, denn ich habe zu thun."

Flora entfernte sich und der Tag verging unter den gewöhnlichen Beschäftigungen. Gegen Abend — es war ein wunderschöner Juliabend — erlaubte Frau Pirner ihren beiden Töchtern, die Kinderfrau auf einem Besuch zu begleiten, den diese bei der kranken Mutter des kleinen Eseltreibermädchens abstatten wollte, die in einer völlig abgelegenen Hütte am Fuß des Gebirges, in einiger Entfernung von dem Dorfe, wohnte. Ueppiges Geisblatt rankte sich an der Vorderseite

der Hütte empor, auch hatte Marianne einige schöne Rosenstöcke in einem vor derselben befindlichen Blumenbeet gezogen. Als sie im Begriff waren, die Schwelle zu überschreiten, erblickte Flora einen prachtvollen Rosenzweig und stürzte darauf zu, um ihn abzubrechen.

„Halten Sie ein, Flora!" rief ihr Petronella zu. „Wie mögen Sie Mariannens Rosen abbrechen, da Sie wissen, daß sie Sträuße davon bindet und sie den Leuten anbietet, die sich ihres Esels bedienen. Lassen Sie die Blumen in Ruhe und lassen Sie uns sehen, was die arme kranke Frau macht."

Flora gehorchte zwar, jedoch mit Widerstreben; sie dachte beständig an die Rosen und wünschte in ihren Besitz zu kommen, und als sie bemerkte, daß Petronella gänzlich mit der Kranken beschäftigt war und Marie in einer Ecke mit einem jungen Kätzchen spielte, stahl sie sich leise zur Thüre hinaus und streckte eben die Hand nach den Rosen aus, als sie eine Stimme hinter sich sagen hörte:

„Liebt ihr die Blumen so sehr, mein hübsches Kind?"

Flora drehte sich herum und erblickte dicht hinter sich eine große Weibsperson, die einen rothen Mantel trug und einen Strohhut tief in ihr sonnverbranntes Gesicht gezogen hatte.

„Ich will euch weit schönere Blumen geben, als diese sind," sagte die Frau, „wenn ihr mir hinter das Haus folgen wollt, wo ich einen ganzen Korb voll Rosen, Anemonen, Lilien und Narzissen stehen habe."

Bei diesen Worten hatte sie Flora an der Hand ergriffen und sie eine Strecke weit hinter dem Haus weggeführt; plötzlich faßte sie sie mit beiden Händen, wickelte sie in ihren Mantel, nahm sie auf den Arm und lief mit ihr durch das Feld. Flora schrie aus Leibeskräften und strampelte mit den Beinen, aber es war vergebens.

„Trage mich nicht fort, o trage mich nicht fort!“ rief sie. „Nelly! Nelly! wo bist du?“

Aber die Kinderfrau hörte sie nicht und auch ihr treuer Hund war nicht bei ihr, denn Spring hatte sehr gegen seinen Willen, den Doktor in die Stadt begleiten müssen, wo ihm dieser, zur Ueberraschung seiner kleinen Herrin, ein schönes Halsband von Messing kaufen wollte.

Die Zigeunerin — denn es war eine solche — fuhr fort weiter zu laufen und Flora fuhr fort zu schreien.

„Willst du schweigen, du Blitzkröte!“ rief das Weib. „Gleich halte deinen Rachen oder ich werde dir ihn auf eine Art stopfen, die dir nicht angenehm sein wird. Es will dich ja kein Mensch umbringen; du wirst gut behandelt werden an dem Ort, wo ich dich hinbringen werde.“

Sie trug Flora jetzt in einen alten Viehstall, der sich in einem sehr zerfallenen Zustand befand. In einer Ecke lag halb schlafend ein etwa siebzehnjähriger Jüngling auf einem Bund Stroh und ein Esel war neben ihm angebunden. Er rieb sich die Augen und starrte die Eintretenden an.

„Ihr seid lange ausgeblieben, Mutter!“ sagte er. „Ich dachte, ihr würdet nimmer wiederkommen.“

„Ja, ich bin länger ausgeblieben, als es meine Absicht war,“ sagte die Zigeunerin; „aber ich habe auch ein feines Fischchen gefangen.“

Bei diesen Worten stellte sie das weinende Kind auf den Boden.

„Du weißt,“ fuhr sie an den Knaben gewendet fort, „du weißt, daß ich der Tobia versprochen habe, ihr die kleine Zillah zu geben; da aber ohne Zillah unser Geschäft nicht gehen wird, so habe ich das Backfischchen da aufgepackt, um ihre Stelle zu ersetzen. Merke dir's, Ralph, wenn dir Jemand

die Würmer aus der Nase ziehen will, so sagst du, diese sei die Zillah und ich ihre Tante. Hast du mich verstanden?"

Ralph hatte sie gehört und verstanden, aber er gab ihr keine Antwort und sah Flora mit einem tiefen Gefühl von Mitleid an. Indessen begann die Zigeunerin das Kind umzukleiden, ohne seine Thränen zu beachten. Sie zog ihm ein Kleid vom gröbsten Stoffe an, setzte ihm einen zerfetzten Strohhut auf den Kopf, hing ihm einen blauen Mantel auf die Schultern und nachdem sie es auf die Streu neben Ralph gelegt und es mit Stroh zugedeckt hatte, befahl sie ihm zu schlafen, um seinem Geschrei ein Ende zu machen.

„Horch, Mutter!" rief Ralph; „hörst du den sonderbaren Schall? was mag das sein?"

„Das ist der Gong*), der uns zum Essen ruft," rief Flora aufspringend. „O laß mich nach Hause gehen; bitte, bitte, gute Frau, laß mich nach Hause gehen."

„Willst du gleich stille liegen bleiben, oder dich soll..." sagte die Zigeunerin, und sich an ihren Sohn wendend, setzte sie hinzu: „Ich denke, sie werden bald genug nach dem kleinen Affen suchen, es wäre daher gut, wenn wir etwas weiter wären. Jetzt werden sie sie noch im Dorfe suchen und wir könnten vielleicht noch über den Berg kommen."

Flora hatte sich in Schlaf geweint; sie ward aber bald geweckt und vor Ralph auf den Esel gesetzt. Der Jüngling schlang den Arm um ihren Leib und als sie ins Freie kamen, flüsterte er ihr in das Ohr: „Schreit ums Himmels willen nicht mehr, mein hübsches Mädchen. Meine Mutter darf euch nichts zu leid thun, ich werde es nicht leiden."

Flora fühlte sich durch diese Worte ein wenig getröstet

*) Der Gong ist ein indisches Instrument von Erz in Gestalt eines Schildes, das, wenn mit einem Klöppel darauf geschlagen wird, einen Schall gibt, der sich sehr weit verbreitet.

und versuchte durch ein Loch zu blicken, das sich in der wollenen Decke befand, die über sie gedeckt worden war. Sie sah, daß die Reise den Berg hinauf ging auf einem Pfad, den sie noch nie betreten hatte; auch bemerkte sie, daß die Zigeunerin, die den Esel am Zaum führte, ihren rothen Mantel gegen einen blauen vertauscht hatte.

„Ziehe die Decke fest über sie, Ralph, damit sie sich nicht umsehen kann," sagte die Zigeunerin, „und wenn uns Leute begegnen sollten, so überlasse das Antworten mir allein; sorge nur dafür, daß das Mädchen den Schnabel hält; sollte sie es dennoch versuchen, so stopfe ihr gleich dieses Tuch in den Mund."

Ralph, statt zu antworten, streichelte Flora mit seinen rauhen Händen und die Flucht wurde eine Weile schweigend fortgesetzt. Der Esel, der zu einem stärkeren Schritt als sein gewöhnlicher angetrieben worden war, begann plötzlich sehr langsam zu gehen und endlich weigerte er sich, weiter fortzuschreiten.

„Du schlechte halsstörrige Bestie!" eiferte die Zigeunerin, „das ist stets der Trumpf, den du ausspielst, wenn wir einen Stich in der Hand haben. Ralph, du hast bessere Augen, als ich; kommt dort nicht ein alter Mann auf uns zu? Schlage die Decke fest um die Dirne, damit der Alte nicht sieht, was wir bei später Abendzeit den Berg hinauf bringen.

Es näherten sich Fußtritte und das Herz der armen Flora begann so laut zu schlagen, daß es fast zersprungen wäre. Als sie nun gar die wohlbekannte Stimme des alten Thomas hörte, machte sie eine heftige Bewegung und würde laut aufgeschrien haben, hätte sie nicht Ralph gewaltsam niedergedrückt und ihr den Mund zugehalten.

„Um Gottes willen seid still oder wir werden beide

umgebracht," flüsterte er ihr zu. „Haltet euch ruhig, regt euch nicht, kleines Fräulein."

„Guten Abend, ihr Leute!" sagte Thomas; „habt ihr nicht eine Zigeunerin mit einem rothen Mantel gesehen, die vor etwa zwei Stunden durch das Dorf Georgenthal kam? Habt ihr sie gesehen, so sagt mir um Gottes willen, welchen Weg sie eingeschlagen hat."

„So mir recht ist," versetzte die Zigeunerin, „so habe ich die Person gesehen, nach welcher ihr fragt. Sie hatte einen rothen Mantel an und trug einen Strohhut, der ungefähr wie der meinige aussah. Sie hatte ein Kind bei sich; wenigstens schien mir das, was sie in ihrem Mantel eingewickelt hatte, ein Kind zu sein, und schlug vor länger als einer Stunde, den Weg nach Obereschingen ein."

„Nach Obereschingen!" rief der alte Mann mit einem tiefen Seufzer; dann muß ich mich eilen. O Gott! Gott habe Mitleid! das Herz will mir brechen."

„Haltet euch ruhig! sitzt still," flüsterte Ralph. „Schreit ja nicht, sonst macht die Mutter uns beide todt."

Thomas entfernte sich.

Der nun ausgeruhte Esel ließ sich jetzt bewegen, seinen Weg fortzusetzen. Der Mond war indessen aufgegangen und manch schöner Stern funkelte am Himmel.

„Du kannst ihr jetzt die Decke abnehmen," sagte die Zigeunerin, „in der freien Luft wird es dem kleinen Ding besser werden; und es ist nicht wahrscheinlich, daß uns heute Abend noch Jemand begegnen wird.

Sie begannen nun auf der andern Seite den Berg hinunter zu steigen. Flora fühlte sich neu belebt durch die Nachtluft, die ihr sanft über das Angesicht strich; sie blickte die schönen Sterne, den klaren Mond an, der in ruhiger

Majestät an dem Firmament prangte und ihr kleines Gemüth fühlte sich beruhigt und erhoben.

„Weißt du, daß Gott den Mond gemacht hat und die Sterne und Alles, was in der Welt ist?“ sagte sie zu Ralph.

Ralph vermochte nicht zu antworten; er fuhr mit der Hand über die Augen und seufzte bitterlich.

„Warum bist du betrübt?“ hob Flora wieder an. „Mama sagt, wir sollten in der Betrübniß an Gott denken, dann würden wir Trost finden. Willst du von Gott mit mir reden, so würde ich mich nicht fürchten.“

„Ich kann nicht,“ sagte Ralph, ich weiß nichts von ihm.“

„Du weißt nichts von ihm? Du bist ein gottloser Bube? Hat dir denn nie Jemand von Gott erzählt?“

„Doch,“ sagte Ralph; „als ich im Gefängniß war, hat mir ein guter Mann von ihm erzählt.“

„Im Gefängniß!“ rief Flora schaudernd. „Bist du so schlecht gewesen? Hast du irgend etwas umgebracht und bist deshalb ins Gefängniß gekommen?“

„Nein,“ entgegnete Ralph sehr unwillig, „wie schlecht ihr mich auch halten mögt, so habe ich doch nie Jemand umgebracht. Mein Herz ist nicht hart genug, um so etwas zu thun.“

„Ich habe es einmal gethan,“ sagte Flora. „Ja,“ fuhr sie fort, als sie sah, daß Ralph sie mit Erstaunen anstarrte, „ja, ich war nachher sehr betrübt darüber, aber ich habe es doch gethan. Ich habe einmal ein kleines Hühnchen umgebracht.“

„Ist dieses das einzige Böse, was ihr je in euerm Leben gethan habt?“ fragte Ralph lachend.

„O nein,“ erwiederte Flora, „ich habe viel Böses gethan. Ich war oft unartig, denn du mußt wissen, daß die Schlange mein Herz oft mit allerlei bösen Gelüsten anfüllt.“

„Ach!“ sagte Ralph, „wenn ein Wesen wie ihr, nicht gut

ist, wie soll eines wie ich, es sein. Wo man nicht abhelfen kann, braucht man auch nicht verantwortlich zu sein."

„Aber man kann abhelfen," rief Flora; „man muß den heiligen Geist anrufen; der verjagt die bösen Gedanken aus unsern Herzen und macht Platz für die guten."

Die Zigeunerin, die ein Stück vorausgegangen war, kam zurück während Flora noch sprach.

„Was setzest du dem Buben da für Zeug in den Kopf!" rief sie zornig; „gleich halte den Schnabel. Es wäre gescheidter für deinesgleichen, einen gesunden Schlaf zu thun, als albernen Schnickschnack zu schwatzen. Ralph," wandte sie sich an den Knaben, „ein paar Stunden Schlaf könnten uns nicht schaden; ich bin sehr müde, denn ich habe keine jungen Beine mehr. Im Vorausgehen war ich an der Scheune, worin wir die vorige Nacht zugebracht haben; die Thüre steht heute nicht offen, aber du kannst durch das Fenster kriechen und von innen aufmachen. Morgen in aller Frühe müssen wir uns weiter machen, ehe Jemand von den Leuten herbeikommt."

Sie kamen jetzt durch ein Dorf; kein Mensch war zu sehen; Alles schlief. Vor einer niedern aus Steinen erbauten Scheune wurde still gehalten. Während Ralph abstieg, hielt die Zigeunerin das kleine Mädchen fest; mehr todt als lebendig, als sie sich in den Händen dieses barschen Weibes sah, stieß Flora einen lauten Schrei aus, worauf tiefes Schweigen folgte. Die Zigeunerin fürchtete, daß Flora ohnmächtig geworden sei.

„Eile dich, Bube!" rief sie mit rauher aufgeregter Stimme, und als die Thüre offen war, legte sie dem Jüngling das Kind in die Arme und sagte: „Nimm sie zu dir; du scheinst einen Narren an ihr gefressen zu haben und weißt sie zu behandeln. Sie macht einem mehr zu schaffen, als sie werth ist."

Ralph trug Flora in einen Winkel, wo er sie sanft auf

einen Haufen Stroh niederlegte; dann nahm er ihre kalten Hände in die seinigen und begann sie zu reiben; er bat sie flüsternd, die Augen zu schließen und zu schlafen. Das krampfhafte Schluchzen des kleinen Mädchens hörte auf.

„Ja," sagte Flora, „ich will neben dir liegen und schlafen, denn ich bin sehr müde; aber erst muß ich mich hinknieen und mein Abendgebet verrichten."

„Nein," rief Ralph leise, aber hastig, „thue das nicht, denn die Mutter würde dich hören. Sage deine Gebete leise für dich her, und wenn du auch ein klein wenig für mich beten wolltest, so würde ich nicht böse darüber sein."

„Ja, das will ich," sagte Flora, verrichtete ihr Gebet und war ein paar Minuten darauf fest eingeschlafen.

„Was willst du mit der Jacke machen?" fuhr die alte Zigeunerin mit rauher Stimme den Jüngling an. „Hörst du, ich frage, was du mit der Jacke machen willst?"

„Ich will das kleine Fräulein damit zudecken," antwortete Ralph. „Das arme Kind ist nicht an ein solches Bett gewöhnt."

„Das kleine Fräulein!" brummte die Zigeunerin unwillig. „Laß es dir ein- für allemal gesagt sein, daß du sie Zillah heißen sollst. Hier," fuhr sie fort, indem sie ihm ein Bündel hinreichte; „nimm meinen rothen Mantel da heraus; ihr könnt euch damit zudecken."

Ralph breitete den Mantel über Flora aus, legte sich an ihre Seite und bald darauf war die ganze Gesellschaft fest eingeschlafen.

XIV.

Das Erwachen. Flora fängt an die Heiden zu bekehren.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und manche Meile war zurückgelegt worden, bevor Flora erwachte. Ihr

erstes Gefühl war eine große Ueberraschung, als sie sich mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, im Grase sitzend fand und die frische Morgenluft ihr sanft das Gesicht umfächelte.

„Nelly! Nelly! wo bist du?" rief sie aus. „Und wo bin ich? . . . Marie, rede doch mit mir."

Jetzt fielen ihre Blicke auf die Zigeunerin, die mit Ralph in einer kleinen Entfernung saß und etwas über einem Holzfeuer kochte, das sie auf der Erde angezündet hatte. Da stürzte die Fluth der schrecklichen Erinnerung über sie und mit einem schwachen Schrei sprang sie auf. Ralph war sogleich an ihrer Seite.

„Setze dich nieder, mein hübsches Lamm!" sagte er mit sanfter Stimme. „Du wirst doch nicht fortlaufen wollen von Ralph, der dich so wohl leiden mag. Sieh hier das gute Frühstück, das ich für dich bereitet habe."

Bei diesen Worten setzte er einen kleinen Napf voll Milchsuppe vor sie hin, und ihr seine Mütze hinhaltend, fuhr er fort:

„Sieh die schönen Blumen und die grünen Binsen, die ich gesammelt habe, um einen Kranz für dich zu binden."

Er setzte sich an ihre Seite und begann sein Werk, an welchem Flora mit der glücklichen Vergessenheit der Kindheit und durch Thränen lächelnd, den regsten Antheil nahm.

Nach einer kurzen Rast brach die Gesellschaft auf, um die Reise weiter fortzusetzen. Es schien ein Wortwechsel zwischen Ralph und seiner Mutter stattgefunden zu haben, den Flora nicht gehört hatte; doch als die Zigeunerin sie nun auf den Esel hob, hörte sie sie als Antwort auf einen flehenden Blick ihres Sohnes sagen: „Nein, Ralph, es kann nicht sein und sollte dir das Herz darüber brechen. Ich habe der Tobia die Zillah versprochen, habe Zillah nicht bekommen und kann das Geld nicht missen. Was wird dem Ding da Uebles

geschehen? sie wird es ganz gut haben; laß uns also kein weiteres Wort darüber verlieren."

Man setzte sich in Bewegung und hielt erst bei Sonnenuntergang wieder still. An einer einsamen Stelle setzte man sich auf einen Rasenplatz, in dessen Nähe ein reißender Strom vorüber floß. Es wurde ein Feuer von dürrem Reisig angezündet, und während Flora ihrem Ralph behülflich war, noch mehr Holz aufzulesen, beschäftigte sich die Zigeunerin mit der Zubereitung des Nachtessens.

„Ralph," sagte die Alte, „wir werden zwei Stunden hier verweilen; sobald wir durch den Hohlweg sind, kommen wir auf die Landstraße und dort wollen wir uns bei Tageszeit nicht blicken lassen. Wir wollen, wann der Mond aufgeht, durch den Hohlweg ziehen, dann können wir gegen Morgen bei Tobia sein, ehe noch einer ihrer Nachbarn auf ist. Hast du mich verstanden, Ralph?"

„Ja, Mutter," sagte der Jüngling mit einem kummervollen Blick auf das Kind und mit einem tiefen Seufzer.

„Der Bube ist ganz aus dem Häuschen," brummte die Zigeunerin für sich hin; „aber das Mädchen ist auch ein niedlicher kleiner Affe, das kann ich nicht läugnen."

„Komm mit," sagte Ralph zu Flora, die, nachdem sie mit essen fertig war, ganz bestürzt da saß und bald die in ihrer Schürze liegenden Hühnerknochen, bald ihre beschmutzten Finger betrachtete; „komm mit, ich will dir deine kleinen Händchen dort im Flusse abwaschen."

Flora stand auf, um ihm zu folgen, und bald war sie an seiner Seite sitzend beschäftigt, Sträuße aus wilden Blumen zu binden, die er am Ufer für sie gesammelt hatte. Die Zigeunerin, der die lange Abwesenheit der Kinder nicht gefiel und die neugierig war, den Inhalt ihres Gesprächs zu erfahren, erhob sich und näherte sich auf einem Umwege dem-

Orte, wo die beiden saßen, und kroch hinter einen Busch, wo sie Alles sehen und hören konnte.

„Warum meinst du, daß du mich alsdann nie wiedersehen würdest?“ fragte Flora. „Wenn du mich nach Haus zurückbringst, so mußt du bei uns bleiben und wirst mich dann alle Tage sehen. Und ich werde dich sehr gerne sehen, weil ich dich wohl leiden mag.“

„Nein, es kann nicht sein,“ sagte Ralph mit betrübter Stimme. „Dein Vater wird nicht leiden, daß ich bei euch bleibe; dazu bin ich bei weitem nicht gut genug.“

„Aber mein Papa wird dich lehren gut zu sein. Er lehrte mich auch gut zu sein und Marie ebenfalls. Mama lehrte es uns auch. Jeden Morgen lehrt sie uns Gebete und Lieder. Sie wird sie dich auch lehren.“

„Mich lehren,“ sagte Ralph mit sehr bewegtem Tone. „O nein, so etwas ist nicht für meinesgleichen. Ich bin ein armer Bube, ein armer sündiger Bube.“

Flora blickte ihm in das Gesicht und wischte ihm mit ihrer kleinen Hand die Thränen ab, die ihm aus den Augen rannen.

„Weine nicht; es macht mich traurig, wenn du weinst,“ sagte sie. „Gott hat dich lieb, recht lieb, obgleich du nur ein armer Knabe bist. Weißt du nicht, daß es in den Psalmen heißt: „Laß den Armen rufen, denn der Herr hört ihn, er rettet und befreit ihn von allen Kümmernissen.“ Er wird dich auch retten und befreien, und wenn du bei uns wohnst, werden wir dich diesen Psalm lehren und noch viele andere.“

„Aber meine Mutter,“ sagte Ralph; „ich kann meine arme Mutter nicht verlassen.“

Flora schwieg einen Augenblick, doch als sie Ralphs wachsende Aufregung in seinen Gesichtszügen bemerkte, sagte sie:

„Sie kann ja auch bei uns bleiben, wenn sie mich nicht mehr fortschleppen will. Ihr könntet beide bei uns bleiben, denn wie bös sie auch ist, meine Mama kann sie gut machen, sie wird den heiligen Geist anrufen, ihr beizustehen."

„Aber ich fürchte," sagte Ralph, „daß wir meine Mutter nicht werden bewegen können, umzukehren. Sie wird fürchten, ins Gefängniß gesteckt zu werden."

„Ins Gefängniß!" rief Flora. „Warum sollte man sie ins Gefängniß stecken?"

„Nun, weil sie dich gestohlen hat."

„Sie hat mich ja nicht gestohlen," rief Flora; „sie hat nur gesagt: „Komm mit mir, ich will dir prächtige Blumen geben." Aber sie gab mir nicht eine einzige; sie hat gar keine Blumen gehabt. Es war sehr gütig von dem lieben Gott, daß er sie nicht mit seinem Donner todt schlug, weil sie mich so sehr anlog. Es steht in der Bibel, daß Sapphira von Gottes Donner todt niedergestreckt wurde, weil sie entsetzlich gelogen hatte, und ihr Mann ebenfalls. Mama sagt immer: „Flora, sage nur die Wahrheit, dann werde ich nicht zürnen; wenn du mir aber die Unwahrheit sagst, so werde ich sehr böse sein und Gott wird sein Angesicht von dir wenden. Es soll mich wundern, was deine Mutter sagen wird, wenn sie dereinst die Lüge, mit der sie mich verlockt hat, in Gottes Buch stehen sehen wird. Denn du mußt wissen, daß Gott alles Böse, das wir thun, in sein großes Buch einschreibt, um uns danach richten zu können."

Ralph fühlte sich von einem Schauer überlaufen. Flora deutete auf den Horizont, an dem die Sonne untergegangen war und der im Westen ein Meer von flüchtigem Feuer zu sein schien.

„Sieh den wunderschönen Himmel an," sagte sie. „Mama nennt das den Sonnenuntergang und Marie singt ihr viel-

leicht eben ein Abendlied, denn Mama läßt uns zuweilen Lieder singen."

„Willst du mir nicht auch ein Lied singen," fragte Ralph.

Sie begann mit ihrer süßen Stimme zu singen; aber plötzlich hielt sie ein und brach in Thränen aus.

„Ich kann nicht weiter singen," sagte sie; „der Gesang macht mich traurig; er macht, daß ich an Papa und Mama, an mein kleines weißes Bett und an Marie denken muß."

Aber Floras Thränen fielen nicht allein; die Zigeunerin befand sich in einem sehr bewegten Zustand; hastig mit der Hand nach den Augen fahrend, erhob sie sich und schlich aus ihrem Versteck. Aber Ralph erblickte sie in dem Augenblick, da sie verschwand.

„Meine Mutter hat uns behorcht," sagte er einigermaßen beunruhigt.

„Wird sie erzürnt auf uns sein?" fragte Flora aufstehend.

In diesem Augenblick rief die Zigeunerin ihrem Sohne zu, aber ihr Ton war sanft.

„Nein," sagte Ralph, „fürchte dich nicht, sie ist nicht böse auf uns; ich kenne genau den Ton ihrer Stimme."

Er nahm Flora bei der Hand und schritt mit ihr auf die Zigeunerin zu.

„Ralph," sagte diese, „wir werden erst aufbrechen, wenn der Mond völlig aufgegangen sein wird. Hier hast du meinen rothen Mantel, wickele das kleine Fräulein hinein und lege sie dort unter den Baum, dort wird das arme kleine Ding am besten schlafen können."

„Kleines Fräulein! armes Ding!" murmelte Ralph und heftete die Augen voll Besorgniß auf das Antlitz seiner Mutter, die sich schnell von ihm abwandte. Ralph ergriff Flora bei der Hand, führte sie unter den Baum, wo er sich an ihre Seite setzte, sie sorgfältig in den Mantel seiner Mutter wickelte

und sie sodann in das Gras legte. Flora blickte noch eine Weile ganz munter um sich, lächelte Ralph an und versicherte ihn, daß sie noch gar nicht schläfrig sei; bald aber wurden ihr die Aeuglein schwer, dann schloß sie sie zu und schlief den Schlaf der Unschuld. Nachdem ihr Beschützer sie noch eine Zeit lang mit wohlwollender Theilnahme betrachtet hatte, streckte er sich an ihrer Seite aus und schlief ebenfalls ein.

XV.

Das Gewitter. Rettung aus großer Gefahr. Die reuige Sünderin.

Als Flora erwachte, saß sie wieder auf dem Esel; die Strahlen des Mondes spielten um ihr Gesicht und das Geräusch eines in der Nähe befindlichen Wassers drang in ihr Ohr.

„Was ist das für ein Geräusch?" fragte sie.

„Es ist der Fluß, der durch den Regen stark angeschwollen ist," sagte Ralph. „Ich habe ihn früher nie so toben hören, Mutter," fuhr er fort. „Wenn nur die hölzerne Brücke noch steht."

„Wenn sie nicht mehr steht," antwortete die Zigeunerin, „so haben wir einen längeren Weg zurückzulegen, als ich dachte. Es ist heute Nacht ungewöhnlich schwül; ich vermag kaum meine Beine aufzuheben; noch nie ist mir der Weg so lang geworden. Wir sind noch weit von der Brücke, aber wenn wir über sie weg sind, so können wir uns unter den großen Felsen legen und eine Weile ausruhen; wir haben noch Zeit genug vor uns."

Die Reise wurde eine Weile schweigend fortgesetzt; der

Weg wurde von Minute zu Minute rauher und schwerer zu ersteigen und die Zigeunerin wurde immer müder.

„Ich habe es nicht gern, wenn der Wind so plötzlich fällt," sagte sie; „er ist des Rasens noch nicht müde und der Tanz wird bald von Neuem angehen. Siehst du die Brücke noch nicht, Ralph? wir müssen jetzt nahe dabei sein."

„Ja, Mutter, wir sind eben an der Biegung des Wegs und werden sie gleich vor uns sehen, wenn sie anders zu sehen ist und die dicken Wolken sich verzogen haben werden. Schau, Mutter, schau," fuhr er fort, als der Mond wieder auf einen Augenblick schien und die schmale Brücke, die gleichsam in der Luft zu schweben schien, der hochangeschwollene Fluß und die am jenseitigen Ufer befindlichen Felsen deutlich zu unterscheiden waren.

Aber die Nacht wurde jeden Augenblick dunkler und dichter; schwere Regentropfen begannen niederzufallen, das Wehklagen des Wassers nahm zu, Alles verkündigte einen herannahenden Sturm.

„Laß uns machen, daß wir die Brücke erreichen," rief die Zigeunerin in angstvoller Hast. Sind wir einmal darüber weg, so sind wir in Sicherheit. Es wird eine schreckliche Nacht geben."

Sie trieb zur größten Eile an. Als der Schall der hölzernen Brücke unter den Fußtritten des Esels ertönte, scheuchte das Thier zurück, wahrscheinlich der Gefahr bewußt, die es darauf erwartete. Aber die Zigeunerin zerrte es mit Aufbietung aller ihrer Kräfte vorwärts. Als sie die Mitte der Brücke überschritten hatten, fing diese plötzlich an zu krachen und in eine schwingende Bewegung zu gerathen. Ein greller Blitzstrahl erhellte auf einen Augenblick den unter ihr fließenden tiefen Fluß, und ein gräßlicher Donnerschlag folgte unmittelbar darauf; der Esel machte einen verzweifelten Sprung,

das jenseitige Ufer war erreicht. Es herrschte eine kurze Stille, dann ertönte ein fürchterliches Krachen, dem ein lauter Schlag folgte; die Brücke war in das tiefe dunkele Wasser versunken und von ihm verschlungen worden.

Kaum dessen bewußt, was er that, sprang Ralph von dem Esel und eilte mit Flora auf dem Arm unter das Obdach eines überhängenden Felsens. Die Zigeunerin sank in sprachlosem Entsetzen neben den beiden Kindern nieder. Der Regen floß jetzt in Strömen herab, das laute Geraſſel des Donners, vervielfältigt durch das Echo der Felsen und der Berge, erfüllte die Luft mit einem nicht aufhörenden Getöse.

Die Zigeunerin bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und zitterte heftig an allen Gliedern.

„Ralph," sagte sie, „es wird Gericht über mein schuldiges Haupt gehalten. Wohin soll ich mich verbergen? wohin kann ich fliehen, um Sicherheit zu finden? So rede doch, Ralph, was kann ich thun in solch einer schrecklichen Stunde?"

„Ihr müßt euch an Gott wenden," sagte Flora mit ihrem klaren Stimmchen. „Betet, dann wird er euch in seinen Schutz nehmen."

„Ich wage es nicht . . . ich kann nicht . . ." rief die Zigeunerin.

„So will ich für euch beten," sagte das Kind. Soll ich?"

„Nein, liebes Kind," sprach die Zigeunerin mit tiefer Beschämung. „Weißt du denn nicht, daß ich deine schlimmste Feindin gewesen bin?"

„Jesus Christus hat auch für seine Feinde gebetet," erwiederte das kleine Mädchen in kindlicher Einfalt.

Das verworfene Weib fuhr heftig zusammen.

„Kind! Kind! nenne diesen Namen nicht," rief sie aus. „Er ist nicht mehr über meine Lippen gekommen seit dem

sündvollen Tage, an dem ich meine alte Mutter verließ, um als ruhelose Wanderin über die Erde zu ziehen."

„Habt ihr eure Mutter denn nicht lieb gehabt?" fragte Flora. „Ich würde meine liebe Mama nicht verlassen haben, aber ihr habt mich fortgeschleppt, und dafür wird euch Gott seine Liebe entziehen. Wenn es euch jedoch leid thut und ihr euer Herz in einem frommen Gebet zu ihm erhebt und mich wieder nach Hause zurückbringt, so wird er euch um Jesu Christi willen verzeihen."

„Ach!" seufzte die Zigeunerin, „für mich kann es keine Verzeihung geben, denn ich bin die größte aller Sünderinnen."

„Wenn Mama da wäre," sagte Flora, „so würde sie euch belehren, daß Christus eines grausamen Todes starb, um uns von unsern Sünden zu erlösen, wenn wir sie bereuen und an ihn glauben."

Die Zigeunerin vermochte nicht zu antworten, aber Flora fühlte ihre Thränen auf ihre Hand fallen, die die Frau gefaßt hielt, und Ralph schluchzte hörbar.

Der Sturm hatte sich indessen gelegt, der Donner hatte schon eine Weile aufgehört und ein paar Minuten später lag die kleine Flora in einer Felsenvertiefung in einem tiefen stärkenden Schlafe.

Die glänzenden Strahlen der Morgensonne weckten sie schon ziemlich frühe auf und sie sah die Zigeunerin über sich gebeugt dastehen. Der harte Ausdruck ihrer Gesichtszüge war gänzlich verschwunden. Sie betrachtete das kleine Mädchen mit einem wehmüthigen Lächeln und ihre Augen waren vom Weinen geschwollen. Aber diese Veränderung ward von Flora nicht bemerkt, und als sie das Kind aufheben und in ihre Arme nehmen wollte, kehrte sein früheres Entsetzen zurück; es schrack heftig zusammen und die Augen schließend, rief es:

„O Gott! Gott! wohin wollt ihr mich bringen?"

„Mein liebes Kind," sagte die Zigeunerin, „von mir hast du fortan nichts mehr zu befürchten. Ich will dich zu deinen Eltern zurückbringen, was auch für mich daraus entstehen mag."

„Zu meinem Papa und meiner Mama willst du mich bringen!" rief Flora jubelnd aus, und ihre Aermchen um den Hals der Zigeunerin schlingend, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Ralph, der bereits auf dem Esel saß, breitete die Arme freudig aus, um das glückliche Kind in Empfang zu nehmen, dann setzte sich die kleine Gesellschaft in Bewegung, um auf der entgegengesetzten Seite, von wo sie hergekommen war, den Rückweg anzutreten.

XVI.

Rückkehr ins Vaterhaus.

Wir ließen die treue Kinderpflegerin Petronella an dem Bette der kranken Frau zurück, nicht ahnend, welche Trauer und Schmerzen sie erwarteten. Als sie Flora im Zimmer vermißte, ergriff sie Marie an der Hand und verließ die Hütte mit ihr; da sie sie nicht vor der Thüre spielend fand, so setzte sie voraus, daß sie sie unterwegs einholen würde und schlug den Heimweg ein. Es ward ihr jedoch sehr unheimlich zu Muthe, als sie, das Haus erreichend, durch die Fenster des Erdgeschosses blickte und nur den Doktor und seine Frau in dem Wohnzimmer erblickte. Von welchen Gefühlen ward aber die Aermste erst bestürmt, als sie auch das Kinderzimmer leer fand und Niemand von den Dienstboten Flora gesehen

haben wollte. Wie sie in das Wohnzimmer kam und wie sie das unglückliche Ereigniß mittheilte, wußte sie später nicht zu sagen; sie hatte nur eine undeutliche Erinnerung davon behalten.

Anfänglich waren Herr und Frau Pirner nicht sehr beunruhigt; sie glaubten, daß sich Flora versteckt habe, um irgend einen muthwilligen Streich auszuführen; aber als die Dienstboten vergebens in allen Richtungen nach ihr gesucht hatten, als einige gar die Nachricht brachten, daß eine Zigeunerin von sehr verdächtigem Aussehen in dem Dorf gesehen worden und nun spurlos verschwunden sei, steigerten sich ihre Befürchtungen zu einer wahren Todesangst.

Die arme kleine Marie war nicht am wenigsten betrübt; sie folgte ihrer Mutter wie ihr Schatten und hielt sie fest an der Hand, als ob sie fürchtete, daß jeden Augenblick Jemand kommen könnte, um auch sie wegzustehlen. Als die Stunde des Schlafengehens kam, hatte das süße Kind den Muth zu sagen:

„Komme heute nicht in das Kinderzimmer, Mama, wenn ich zu Bette bin; komme ja nicht, es würde dich zu traurig machen."

„Nein, meine einzig theure Marie, ich will dieser Schwäche nicht länger nachgeben," sagte Frau Pirner. „Ich würde des Glücks unwerth sein, das mir Gott noch gelassen hat, wenn ich meine Pflichten gegen dich noch eine Nacht versäumen konnte. Geh, mein süßes Kind, ich werde dir folgen."

Der Doktor blickte besorgt auf seine Frau, als Marie das Zimmer verließ.

„Ja," sagte sie mit einem Lächeln voll himmlischer Ergebung, „Gott hat mein Gebet erhört und mir Kraft gegeben. Er, der die kleinen Kinder segnete, wird auch über unsern Liebling wachen und ihn uns wieder geben. Ja, theurer Albert," fuhr sie auf ihren Gatten zugehend und seine Stirne küssend fort, „ja, ich trage die feste Ueberzeugung in mir,

daß unser Kind uns nicht lange verloren bleibt, daß wir es bald wiedersehen werden."

Frau Pirner bedurfte in der That ungewöhnlicher Kraft, um ihren Vorsatz auszuführen. Als sie in das Kinderzimmer trat, tönte Springs klägliches Gewinsel in ihr Ohr; er lag in Floras kleinem Bett, aus welchem keine Gewalt ihn zu vertreiben vermochte. Sie zitterte heftig und war kaum fähig weiter zu gehen; aber sie erhob ihr Herz zu Gott und schritt dann auf Marien's Bett zu, vor welchem sie niederkniete und nachdem sie ein paar Minuten still gebetet hatte, sprach sie die feste Hoffnung aus, daß ihr Flora wiedergeschenkt werden würde und verließ das kleine Mädchen ziemlich beruhigt.

Der nächste Morgen verging unter Fürchten und Hoffen. Spring war verschwunden, ohne daß man wußte, wo er hingekommen war. Alle Nachforschungen nach Flora waren bis jetzt vergebens gewesen, und wie sehr auch Frau Pirner um Ergebung in den göttlichen Willen betete, so gaben ihre zunehmende Bläße und ihre tiefeingesunkenen Augen doch Zeugniß von ihren innern Kämpfen.

Am Abend des vierten Tags nach Floras Verschwinden, lag sie mit geschlossenen Augen auf dem Sopha. Der Doktor saß bei ihr und suchte vergebens seine Aufmerksamkeit auf das vor ihm liegende Buch zu heften. Die kleine Marie saß auf einem Schemel zu den Füßen ihrer Mutter, das Auge auf deren Gesicht gerichtet, aber ihre Gedanken waren bei ihrer abwesenden Schwester. Plötzlich färbten sich Frau Pirners Wangen, sie erhob sich halb und rief:

„Das ist Springs Gebell! ich irre mich nicht. O Albert! eile! eile!"

Ein Geräusch wurde in der Vorhalle gehört, leichte Fußtritte ertönten, die Thüre ging auf, Spring rannte in das Zimmer und Flora folgte ihm nach. Frau Pirner blickte auf,

stieß einen Schrei aus und fiel besinnungslos auf das Sopha zurück.

Die Nachricht von Floras Rückkehr verbreitete sich augenblicklich durch das ganze Haus. Petronella kam aus dem Kinderzimmer herbeigerannt, Frau Knorr aus der Vorrathskammer und Knechte und Mägde kamen aus allen Ecken gelaufen. Niemand wußte, wie der alte Thomas in das Zimmer gekommen war, aber er stand in einem Winkel und wischte sich die Augen.

Frau Pirner kam bald wieder zu sich. Marie und Flora knieten vor ihr und die Arme ihres Mannes hielten sie umschlungen. „Bin ich im Himmel," sagte sie, „oder ist es ein Traum? O redet doch, ist es mein Kind? ist es Flora?"

„Ja, Mama, ich bin es. Küsse mich doch. Habe mich wieder lieb, theure Mama."

Wie vermöchte ich den nun folgenden Auftritt zu schildern — das tiefe inbrünstige Dankgefühl der Eltern, die heiterlächelnde Freude des Kindes!

Die Kunde von Floras Rückkehr bereitete Freudenfeste in jedem Hause; von Alten und Jungen wurden Dankgebete gebetet.

Wer mehr von der Zigeunerin zu erfahren wünscht, der mag sie in Georgenthal aufsuchen. In der Nähe der Abtei wird er einen blühenden Garten sehen, der Ralphs Stolz ist, und in dem dazu gehörenden Häuschen wird er Floras Lob von der dankbaren Zigeunerin preisen hören, die sich gebessert hat und nun ein wahrhaft christliches Gemüth besitzt.

